Schönberger Blätter Heft 135/1

Ein wenig Welt-Anschauung

Unterwegs in

Malaysia (plus **Singapur und Hanoi** / 2007) Seite 2
Tansania (2008) ..... Seite 12
Australien (**West-Australien** / 2009) ..... Seite 26
Nepal (2011) ..... Seite 32
Pakistan (2015) ..... Seite 44
Ladakh (**Nordindien** / 2018) ..... Seite 50
USA (**New York City** und **Westen** / 2019) ..... Seite 62

Erlebnisberichte mit zahlreichen Bildern

Impressum Seite 2 oben

Joachim Krause 2021

Die „Schönberger Blätter“ werden herausgegeben von
Joachim Krause, Thälmannstr. 16, 39291 Möser, Tel. 039222-687686,
E-Mail: krause.schoenberg@t-online.de , Internet: www.krause-schoenberg.de
(dort finden Sie unter http://www.krause-schoenberg.de/materialversand.html auch die komplette Liste aller Publikationen, einschließlich des zweiten Heftes mit weiteren Reiseberichten – SB135/2)

Unterwegs in drei asiatischen Metropolen:

Kuala Lumpur / Singapur / Hanoi

Eindrücke und Erfahrungen von einer Reise nach Südostasien (2007)

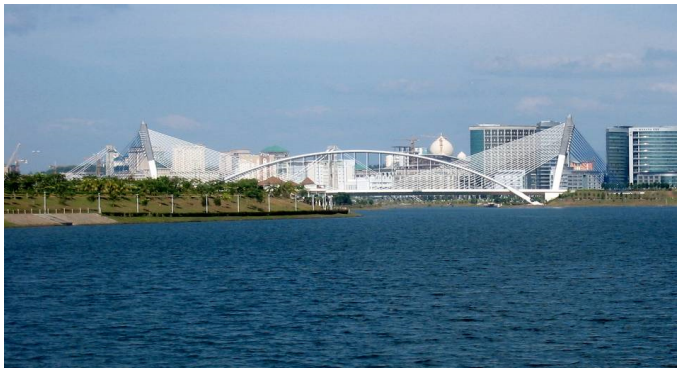
Da mein Sohn C. zu meinem 60. Geburtstag im letzten Jahr und auch zu Weihnachten schmerzlich vermisst wurde, lautete der Beschluss der Familie: „Da fahren wir eben mal hin und besuchen ihn“. C. ließ sich locker auf die angekündigte Invasion ein. Die älteste Tochter B. schloss sich der Reisegruppe gern an. Vor allem aber organisierten die beiden Vielflieger und Übernachtungs-

profis die geplante Reiserei perfekt. Vorher gab’s noch einige teure Impfereien, wir haben auch eine Menge Medizin mitgeschleppt, die wir dann aber zum Glück gar nicht brauchten.
Im Februar starteten wir dann zu unserer dreiwöchigen Fernost-Tour. Wir flogen am frühen Morgen los, erstmal zum „Umsteigen“ westwärts nach Amsterdam, dann aber zielstrebig Richtung Osten, der Nacht entgegen. Auf der Reise gingen uns sieben Stunden „verloren“. Solange noch was zu sehen war, klebte ich am Fenster: Unten zogen vorbei: Tschernobyl und Wolgograd (Stalingrad), später Afghanistan ...

MALAYSIA.

Wir wurden in KUALA LUMPUR am Flughafen von C. abgeholt. Er hatte über seine Firma für uns eine ganze Wohnung besorgt, in einer modernen Wohnsiedlung gelegen. Dort wohnen Mitarbeiter von Firmen aus aller Welt, die sich zu günstigen Konditionen nach Malaysia haben locken lassen, um hier in der Hightech-, Informatik- und Medienbranche tätig zu sein. Die großzügig ausgelegte Wohnung war ausgestattet mit IKEA-Möbeln, Kühlschrank, Elektroherd, Bad und WC und was man für sein westlich-verwöhntes Leben eben so braucht. In jedem Zimmer drehten sich Ventilatoren unter der Lampe – wie man das aus Kolonialzeitfilmen kennt; alternativ gab es auch Klimaanlagen (die einen bei unsachgemäßer Benutzung nachts bis zu Schüttelfrost herunterkühlen können).
Das Leitungswasser, so erfuhren wir, sollte man besser nicht trinken, und so gab’s Vorratsgefäße zu 20 Liter, aus denen wahlweise heißes und kaltes Wasser sprudelte. Aus dem Fenster blickten wir über gepflegten Rasen und Rabatten auf einen See, dessen Arme von gewaltigen Brücken überspannt waren, am Horizont grüßten protzige Büro-Paläste, und nicht weit entfernt drehten sich die Kräne über den Baustellen, transportierten LKW Bauaushub von hier nach da. Das hatte viel von echter Bewegung und Aufbruchsstimmung. Zuverlässig (fast) an jedem Nachmittag zog ein schönes tropisches Gewitter über den See. Das war vom Fenster aus prächtig anzusehen, wenn es einen aber im Freien erwischte, war

das bereits nach einer Minute ein platschnasses Ergebnis und Erlebnis.
Der erste Spaziergang: Am See vor C.‘s Haus traf ich einen Waran, der träge ins Wasser glitt.
Die erste Mahlzeit: Ein Essen gabs in der Mensa für 1,50 Euro, der Orangensaft war gewöhnungsbedürftig, und alles chööööön charf !
Mein zweiter Spaziergang (ich war immer mal allein spazieren!) brachte die Erfahrung: heiß! Ich lief etwa einen Kilometer weit zum letzten Stück Palmenwald, das noch „wild“ aussah, rundum gruben und kratzten und planierten Bagger. Meine Oase war natürlich auch nicht etwa unberührter Urwald, sondern der Rest einer Plantage von Ölpalmen. Aber es gab dort Vögel und Schmetterlinge und eine tote Schlange, also vielleicht auch eine lebende … Ich hatte Angst und wedelte fortan mit einem Stöckchen immer vor mir im Gebüsch herum.
Erste Begegnungen mit Malaysiern: Sie waren immer emsig, gaben sich immer Mühe, alles geschah ordentlich, pünktlich, sauber. Vollbeschäftigung sah z.B. so aus: Am Taxi-Stand nahm ein erster Mensch am Tresen den Wunsch zur Kenntnis, dass wir Taxi fahren wollten; er berechnete den (endgültigen und verbindlichen) Preis der Fahrt, trug das Reiseziel auf einem Kärtchen ein und gab uns eine Nummer. Dann zeigten wir wenige Meter weiter einem diensteifrigen Kontrolleur ordnungsgemäß unser Ticket, woraufhin wir zu einem Taxi geleitet wurden. Dort gaben wir den Fahrschein ab, das Ziel wurde noch einmal vorgelesen und von uns bestätigt, und dann düste das stets klapprige und in der Regel eiskalt klimatisierte „Teksi“ los. Immer gab es fahrerseitig den Versuch eines Gesprächs, was aber nur manchmal erfolgreich gelang. Trinkgelder waren bei Taxifahrten (und anderswo) nicht vorgesehen und wurden auch nicht akzeptiert.
C. wohnte in einer Kunststadt namens CYBERJAYA. Kunst im doppelten Sinne, weil diese Stadt neu künstlich mitten in den Palmenwald gestylt wurde, es gibt dort zwei Universitäten, und eben eine auch für Medien-Kunst usw. C.´s Firma, die Computersoftware entwickelt, hat in der neuen Stadt zu sehr freundlichen Bedingungen sowohl Büroräume als auch Wohnungen für die Mitarbeiter bekommen und deshalb ihren Standort für den asiatischen Raum dorthin gelegt.



Neben CYBERJAYA liegt die neue Regierungszentrale Malaysias, die Stadt PUTRAJAYA, die ebenfalls in den letzten zehn Jahren neu und ein Stück außerhalb der Metropole Kuala Lumpur errichtet wurde; ein Projekt vom Reißbrett, schon im halbfertigen Zustand sehr beeindruckend. Putrajaya liegt an einem künstlich geschaffenen See. Wo früher Palmölplantagen waren, schwingen sich heute ein Dutzend gewaltige Brücken-Bögen über Seen-Arme, die neu in die Landschaft gegraben und geflutet wurden. Im Zentrum erheben sich gewaltige Prunkbauten: Moscheen, Wohnblocks, aber vor allem Regierungsgebäude in einem Gigantismus und einer Pracht, bei der wir in Deutschland sicher erst einmal zwanzig Jahre lang diskutiert hätten, ob das nicht zu großzügig und großkotzig und missverständlich sei … hier im Tigerstaat Malaysia wird das einfach gemacht! Vorwärts geht’s, Optimismus pur. Im Überschwang sind Prospekte und Stadtpläne gedruckt worden, auf denen verlockende Landschaften und imposante Gebäude eingetragen sind, die in der Realität aber (noch) gar nicht existieren.
Malaysia haben wir als einen entspannten Staat mit dem Islam als Staatsreligion erlebt (dass hinter unseren Touristenkulissen mancher Konflikt sicher auch härtere Konturen annimmt, war uns schon klar, aber eben im öffentlichen Leben nicht zu spüren). Wir haben gelernt, dass kleine Zeichen wie unser „Grüner Punkt“ zu Hause auf den Lebensmittel-Verpackungen Wichtiges mitzuteilen hatte: Die Sachen waren entweder HALAL (das heißt für Muslime genießbar) oder HARAM (z.B. sind europäische Marmeladen oder Haribo-Bären mit Gelatine vom Schwein angedickt - und daher für Muslime verboten).
In Malaysia bezahlt man in RM, das heißt aber nicht Reichsmark, sondern Ringgit (Malaysischer Doller, 1 RM = 100 Sen (Cent)). Ein Liter Benzin kostete gerade freundliche 45 Euro-Cent.
Kuala Lumpur hat ein modernes und attraktives (und sehr preisgünstiges) Nahverkehrssystem. Es gibt eine normale Eisenbahn, die strahlenförmig die äußeren Stadtteile anbindet. Es gibt zwei S-U-Bahnlinien, die das Netz ergänzen. Und es gibt die so genannte „Monorail“, eine Einschienenbahn, im Grundprinzip so ähnlich vorzustellen wie ein kleiner Transrapid.

Dieses Verkehrsmittel fährt weit oben, manchmal mehr als 20 Meter über Straßen und Häusern. *Eine* etwa 50 Zentimeter breite „Schiene“ aus Beton ist auf filigranen Trägern verlegt. Der Wagenzug hat unten eine passende, einen Meter tiefe „Kerbe“, und rollt mit seitlich

angebrachten Gummirädern auf der Schiene entlang (also handfest mechanisch, nicht elektro-magnetisch-exotisch). Und an allen Kassen das gleiche Spiel: Ein Uniformierter verkauft die Karten, man geht selbstständig zum Einlass-Tor, das sich erst öffnet, wenn die ein-

geschobene Karte akzeptiert ist, und dort steht an jedem Kontroll-Gate ein weiterer Uniformierter, der sofort hilft, wenn was „klemmt“. Einmal hatten wir ein falsches Ticket gelöst, wurden vom System als Betrüger entlarvt (peinliches lautes Klingeln!) – und mussten unter Bewachung zur Kasse gehen und gegen Quittung 10 Sen pro Person nachzahlen (etwa 2 Eurocent).

C. führte uns zum Essen in seine Lieblingskneipe (jedenfalls kannten ihn dort alle) nach Chinatown. Eine ganz normale Straße war am Abend über einige hundert Meter Länge zum großen Straßen-Restaurant geworden. Rechts und links gab es die unterschiedlichsten Angebote. Wir speisten zu sechst opulent – für 45 Euro.

Es gab Fisch (mit einem besonderen „Stein“ darin), Octopus, Frosch (hab ich probiert – köstlich, wie zartes Hühnchen) und Shrimps und vielerlei Gemüse – und alles chööön charf, was durch das allgegenwärtige Tiger-Beer gemildert wurde.

Gefallen hat mir die malaysische Sprache, einerseits mit völlig verrückten Kreationen („Tengkolok Solek Temengggong“ ? – ich habe mich nicht verschrieben), andererseits als geglättetes und vereinfachtes Englisch. Der Hauptbahnhof hieß so „sentral stesen“, das Taxi „teksi“, der Bus „bas“, direkt erkennbar waren „lif“(t) und „pos“(t),

der Zug hieß „tren“, der Bahnsteig „pletfom“ und der Fahrschein „tiket“. Und da alle Ansagen an allen Stationen a) gut zu verstehen und b) immer in zwei Sprachen gemacht wurden, wussten wir bald, was „gute Reise“ heißt, nämlich „Selamat jalan“ (gesprochen: slamat djalan). Man hat offenkundig auch keine zu engen Vorgaben zum Sprachgebrauch, keine Duden-Kommission etwa, die das penibel regelt, und so schreibt eben jeder, wie er’s gehört hat, z.B. kann der Name des gleichen Ortes auf verschiedenen Landkarten sehr verschieden aussehen.

Einmal war ich mit E. allein in der Stadt, als der Muezzin zum Gebet rief, unüberhörbar durch die quäkende Lautsprecherübertragung. Die Moscheen sind übrigens – auch in den ärmeren Stadtteilen – prächtige farbenfrohe moderne Bauten. Wir standen also vor der National-Moschee, in der an Festtagen schon mal 50.000 Muslime beten. Heute war ein normaler Tag, und wir (Ungläubigen) waren willkommen. E. (als Frau) musste in einen blauen Burnus schlüpfen und ein Kopftuch auflegen, unsere Schuhe blieben draußen, und barfuß schritten wir die Stufen hinauf. Ein freundlicher Erklärer empfing uns und machte uns in englischer Kurzfassung klar, warum und wozu und wie der Islam die einzig richtige Religion ist.

An einem Morgen machte ich mich allein auf den Weg – die Damen geruhten zu ruhen, und bei der normalen

Hitze am Tag hatten sie eigentlich weniger Lust. Ich fuhr einfach mit einer der S-Bahn-Linien bis zur Endstation draußen in einer Vorstadt. Und da begegnete mir auch das andere, alte Malaysia: Slum-Reviere mit rostigen Dächern, etwas betagtere Wohnsiedlungen mit engen Gassen zwischen endlosen Zeilen niedriger Häuser, und neueste „Wohnwaben“ – gigantische Klötze mit über 20 Stockwerken. Überall wurde gebaut. Riesige Schneisen für neue Autobahntrassen waren brutal erst mit dem Lineal auf dem Reißbrett und dann real mit dem Bagger durch die gewachsenen Stadtstrukturen geschlagen worden.

Im Berufsverkehr, in den ich geraten war, fuhren die Bahnen im 2-Minuten-Takt (auf dem Bahnsteig waren Linien gezogen, man stellte sich ordentlich in Einer-Reihen hintereinander auf, ein Uniformierter stand dabei, aber alle machtens ohnehin richtig, und der Zug hielt natürlich mit der Türe zentimetergenau am Strich).

Ein andermal machte ich meine Männer-Single-Sondertour zur Mittagszeit. Ich wollte einfach mal – so nahe am Äquator – sehen, wie ich keinen Schatten mehr habe, und ich wollte nebenbei mal den künstlichen See umrunden. Also setzte ich meinen Hut auf und wanderte den Pfad am See entlang. Ich war der einzige Verrückte, der um diese Zeit frei draußen herumlief, die schwarzen tamilischen Gärtner lagen alle dösend im Schatten, und sie tranken Wasser – ich hatte keines mit, was ich aber erst später schmerzlich bemerkte. Die Sonne stieg, soweit ihr das noch möglich war, mein schöner Weg endete in Schilf und Dschungel. Ich besorgte mir einen Stock und fuchtelte vor mir im Gras herum, um Schlangen zu erschrecken. So gelangte ich auf eine Autobahn, wanderte weiter über Baustellen und eine halbfertige Brücke, auch die in Prospekten so schön dargestellte Moschee entpuppte sich in der Nahsicht als Rohbau. Kein Mensch begegnete mir, kein Auto, kein Tier. Ich wanderte und wanderte. Nach zwei Stunden war ich ziemlich erleichtert wieder bei meiner Klimaanlage.

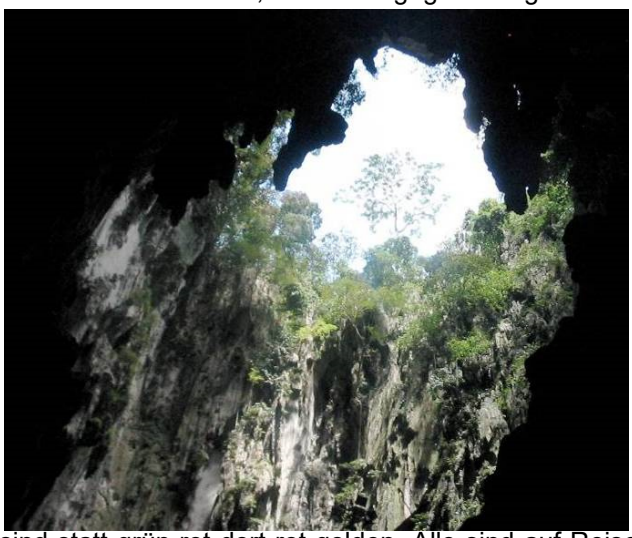
Wie schon gesagt, die Tierwelt hatte ich mir viel üppiger ausgemalt. Überhaupt merke ich überall auf der Welt:

was die Vielfalt von Landschaft und Vegetation, Pflanzen und Viehzeug anbetrifft, da leben wir in Deutschland wohl in extrem schönen Verhältnissen. Aber natürlich krabbelte und duftete doch allerhand. Am See vor unserem Haus krochen ständig Warane träge umher. Eine ganze Affenfamilie lauste sich mitten in der City am hellichten Tage auf der Straße. Einmal trafen wir im Mondschein einen Spitzmaulfrosch vor unserem Haus, der hüpfte ganz huschig, etwa wie eine Maus rennt. Manchmal nachts „sang“ es im Zimmer, laut und quäkig. Draußen war das um diese Zeit die gängige Geräuschkulisse. Und im Lichtkegel der Taschenlampe waren sie zu sehen, die flinken Gekkos, die da grell „gackerten“.
Vor unserer Wohnanlage mühten sich jeden Tag dick vermummte (!) dunkle tamilische Männer, scharrten in den Rabatten und verteidigten den schütteren englischen Rasen gegen das Hereinbrechen der tropischen Natur-Urgewalt. Malaysia hat kaum noch unberührten Urwald, fast das ganze Land ist zu Plantagen umgewandelt worden, in denen Palmöl und Kautschuk für den Weltmarkt erzeugt werden. Ein Stück Mini-Dschungel gibt es dennoch auch mitten in Kuala-Lumpur, auf einem schwer bebaubaren Felsen zu Füßen des Fernsehturms – ein Spaziergang in dieser „Konserve“ hat uns mit seiner Akustik und Schwüle doch einen schwachen Eindruck vermitteln können. Die Pflanzen, die vor unserer Wohnanlage nicht wachsen durften, sahen wir in atemberaubender Fülle und Vielfalt später in Parks, dem „Hibiskus“- und dem „Orchideen-Garten“. Und alle wichtigen Tiere gabs natürlich im National-Zoo zu sehen.

Krönender Höhepunkt der Begegnung mit Malaysias Fauna war das Revier der Schweine. Erstens, weil: das waren die hässlichsten Tiere, die ich bisher gesehen hatte. Und zweitens: Das Gehege war festlich mit Blumen und rotgoldenen Girlanden geschmückt. Man erinnert sich: Es war gerade chinesisches Neujahrsfest, und diesmal begann das „Jahr des Schweines“.
Wir hatten auch ein besonders „anrüchiges“ botanisches Erlebnis.
Auf den Gemüsemärkten wurde zwischen vielen bunten Köstlichkeiten auch eine melonengroße schwere grüne Frucht mit sehr harten Stacheln angeboten. „Durian.“ Da klickte es bei mir. In meiner Kindheit hatte ich ein Buch gelesen „Inge auf Sumatra“, und diese Inge hatte in dieser Welt-gegend gelebt, und ich erinnerte mich an eindrückliche Schilderungen, wie eine übel riechen-de Frucht – eben Durian – sich dann doch als Leckerbissen erwiesen hatte. Also Selbstversuch: Wir schritten zum Obsthändler und erwarben eine Durian-Frucht. Der Händler guckte etwas merkwürdig und nötigte uns, die Frucht heftig zu schütteln (offenbar kann man so erkennen, ob sie auch noch frisch ist). Wir trafen uns anschließend mit C., legten die Tüte in sein Auto und gingen essen. Als wir wiederkamen, öffnete er die Autotür und schrie auf (was nicht seine Art ist) angenas (wie heißt das, wenn man nicht wegen des Anblicks, also „angesichts“, sondern wegen des Geruches reagiert?) der üblen Atmosphäre im Auto – so etwa wie uralter Limburger Käse vor die Nase gebunden.

Wir durften trotzdem mit der Frucht nach Hause mitfahren. Dort lagerten wir die grüne Stinkbombe zunächst in zwei Plastetüten verpackt im Kühlschrank – aber nach einer halben Stunde war der Kühlschrank von dem Geruch erfüllt. Die Frucht wanderte über Nacht in die Freiküche. Am nächsten Morgen roch die Umgebung der ganzen Häuserzeile verdächtig. Wir holten das Unding ins Zimmer, schlachteten es mühsam mit Hackebeil und Messer. Es zeigten sich vier Kammern, in denen so eine Art „Embryos“ lagen, Kerne, umgeben von Fruchtfleisch, etwa wie Avocado-Creme. Ich habe den Versuch konsequent zu Ende gebracht, und das Zeug tapfer gelöffelt. Es schmeckte (wenn man sich die Nase zuhielt und den Geruchssinn ausschaltete) gewöhnungsbedürftig und nicht mal unangenehm – so etwa wie Porree oder Zwiebel püriert mit Traubenzucker. Es gibt ein Foto von E., das sie in deutlicher Abwehrhaltung zeigt. Sie aß lieber Rambutan, farbenfrohe kleine Stachelbällchen, innen wie Birne-Melone-Pfirsich. Zur Abrundung gab es bei diesem Selbstversuch noch „chinesisches Fleisch“, quadratische wurstartige Scheiben, deftig-süß gewürzt, in den Varianten „dried pork“ und „dried chicken“, jeweils mit Minze-Geschmack. Wir haben später gelesen, dass ein Hotelgast, der heimlich Durian mit in sein Zimmer genommen hat, in der Regel die Zimmermiete für zusätzliche zwei Wochen zahlen muss. E. hat die stinkenden Reste unseres Selbstversuchs heimlich in den übernächsten Müllkübel entsorgt.
Am Bahnhof charterten wir ein Taxi (man weiß schon: Schalter, Nummer, Einweiser …) und fuhren weit hinaus zu den „Batu caves“. Das ist eines der weltweit wichtigsten hinduistischen Heiligtümer (überhaupt: es gab neben den Moscheen in Kuala Lumpur auch jede Menge hinduistischer und buddhistischer Tempel und hin und wieder auch christliche Kirchen). Ein Großteil Indochinas besteht geologisch aus Sandstein, und in einer großen Höhle in diesem spröden Material fanden wir nach einem Aufstieg über Hunderte prächtiger und steiler Stufen das Heiligtum; mit herrlichem Ausblick hinauf zum Himmel und begackert und bedrängt von (heiligen?) Hühnern und Affen.

Ein andermal wagten wir uns in einen buddhistischen Tempel, wurden freundlich zum „Obermönch“ geleitet und erfuhren mancherlei über diese Religion – dazu gab es Kakao und Chinese-New-Year-Gebäck.
Wir waren zu einer Zeit in Südostasien, wo ein bisschen Ausnahmezustand herrscht. Es war die Zeit des chinesischen Neujahrsfestes (in Vietnam „Tet“), und das ist wie Weihnachten, nur noch gedrängter und inniger und verräucherter als bei uns, und die allgegenwärtigen Farben



sind statt grün-rot dort rot-golden. Alle sind auf Reisen, haben familiäre Verpflichtungen und manchmal weniger Zeit für die Nöte von Touristen.
Nach einer Woche Eingewöhnung in asiatisch-tropische Gegebenheiten á la Malaysia stiegen wir zu fünft erneut ins Flugzeug – Richtung Vietnam, Hanoi.

SINGAPUR.

Eigentlich wollten wir zwischendurch eine erholsame Strandwoche einlegen mit Baden und Faulenzen und Korallentauchen (ich hatte mir extra Kontaktlinsen anpassen lassen). Aber wir bekamen kein Quartier mehr (Tet!). So verfielen die bereits gelösten Flugtickets. Und die Entscheidung hieß: Dann fahren wir eben nach Singapur. Ich konnte die Damen überzeugen, die Hinreise mit dem Zug zu machen, um auch mal was von Land und Leuten mitzubekommen. Wir waren ja in den Tropen, also leichte Klamotten eingepackt und los. Das war falsch gedacht, denn im Zug (dem wir über 8 Stunden lang nicht entkommen konnten) war die Klimaanlage auf frostige 15 Grad eingestellt; so viele Hemden zum Überziehen hatten wir gar nicht mit, und da wurde richtig gezittert. Die nächsten drei Tage haben wir dann in unserem Hotel bei 28 Grad die Nächte durchlitten (auch, weil wir zu blöd waren, die Klimaanlagen sinnvoll zu bedienen).

Die Bahnfahrt (sie kostete für 4 Personen etwa 32 Euro) führte uns auf eingleisiger Strecke durch dichten Urwald, meist aber durch Plantagen, in denen die Bäume in Reih und Glied standen. Es waren Pflanzungen von Öl-Palmen und Kautschukbäumen (letztere sehen etwa aus wie ein schütterer Pappelwald). Hin und wieder auf Lichtungen standen Häuser auf Pfählen, manchmal suhlten sich grauschwarze Wasserbüffel (zahm, wild?) in schlammigen Kuhlen. Als wir auf der Brücke vom Festland hinüber auf die Insel Singapur fuhren, begleiteten uns neben der Bahnstrecke drei dicke Stahlrohre. Die bringen das notwendige Trinkwasser hinüber in die Mehr-Millionen-Metropole – eine echte „Lebensader“ gewissermaßen (und ein politisches Druckmittel; das elitäre Singapur hat sich 1965 von Malaysia abgespalten). Als wir drei Tage später wieder von der Insel wegfuhren, trafen wir um 5 Uhr in der Frühe Tausende von Menschen, die zu Fuß aus Malaysia herüberkamen, um hier zu arbeiten.

Singapur. Klang exotisch, war aber anders: funktionell, modern, sauber – und langweilig. Das hätte auch jede andere „westliche“ Groß-stadt sein können. Einmal saßen wir am Flussufer mitten in der Stadt „beim Inder“ (er hatte eigentlich schon ab 2.30 p.m. geschlossen, wir hatten aber jetzt um 2.50 Uhr Hunger – „doesn’t matter“, und die Küche ging für uns wieder in Betrieb mit dem vollen Programm), und da habe ich ein Foto gemacht: jeder, der’s sieht, denkt: na klar, Berlin, an der Spree. Wenige Jahre früher – so habe ich gelesen – war der ganze Fluss noch eine trübe Brühe, und voller Boote, auf denen Menschen lebten; jetzt ist alles sauber, Dreck und Boat-People sind weg, aber der Fluss ist nicht lebendig.
Die Stadt hat große Gebäude, breite Autostraßen, gepflegte Rabatten und für Fußwanderer weite Wege und wenig Schatten. Um etwas Ruhe zu finden, wanderten wir zu einem See, der auf dem Stadtplan eingezeichnet war. Als wir den Hügel erklommen hatten, standen wir vor einer drei Meter hohen Stacheldrahtbarriere. Auf Plakaten wurde angedroht: Hier wird ohne Warnung geschossen! Es stellte sich heraus, dass das die Was-

serreserve der Riesenstadt war. Aber nicht nur Wasserverschmutzung war strafbar, an allen Ecken hingen Schilder, auf denen drastische Bußgelder angedroht wurden, z.B. 1000 Singapur-Dollar für Rauchen auf dem Klo oder 500 Dollar für das Wegwerfen von Papier auf der Straße. Folglich gab es tatsächlich keinen Müll (jedenfalls nicht zu sehen, ich habe mich gefragt, wie diese Stadt auf der Insel mit dem real existierenden Müll fertig wird, Export hinüber nach Malaysia?). Alle Klos in Singapur waren immer verstopft (obwohl Menschen in Asien das Klopapier in einen extra Eimer werfen und nicht in die Spülung).

Spannend war ein Besuch im Asian Civilisations Museum. Da bekam man mal eine Ahnung davon, in welcher Vielfalt sich Kulturen auf diesem Kontinent vermischt haben, wo ihre Ursprünge liegen, welche Bräuche wohin gehören, wie es den Religionen gelungen ist, miteinander zu leben.

Auch spannend war ein abendlicher Besuch in „Little India“, einem kompakten Viertel mit kleinen Häusern an engen Straßen, ein Laden neben dem anderen, lebendig, unaufgeregt, bunt. Dazwischen immer wieder die Geschäfte von „Heiratsvermittlern“, die von der Beschaffung der „richtigen Braut“ bis zum Hochzeitsstrauß und Fest-Diner für die traditionsbewusste indische Familie auch heute noch alles regeln. Und auch die Ess-Sitten waren sehr authentisch. Die (auf Verdacht, aus einer nur in indischer Sprache verfügbaren Speisekarte) bestellten Gerichte wurden auf je einem Bananenblatt serviert. Vor

mir lagen darauf drei verschiedene Gemüsehäufchen, ein Mix aus gebratenen Fischen und vier kleine Soßentöpfchen (chööön charf natürlich), dazu ein Berg Reis – und ständig lief ein lächelnder Mann durchs Lokal und füllte auf, wenn da was knapp zu werden drohte. Man musste sich richtig ein bisschen wehren gegen die fürsorgliche Zwangsfütterung. Und wir lernten endlich kennen, was „Eis-Tee“ im Original ist: Dabei wurde ein frisch gekochter, heißer Tee serviert, und in die tief-orange Köstlichkeit warf man selbst nach Bedarf Eiswürfel (und Zucker und Sahne).

Ein solches Essen kostete in Singapur etwa 50 Euro für vier Personen.

Überall räucherte es und festlich gekleidete Menschen wuselten in den Tempeln vor den Altären: Auch in Singapur wurde das chinesische Neujahrsfest gefeiert und das bedeutete ein wenig Ausnahmezustand.

Wir wohnten in einem katholischen Hostel, einer Art Jugendherberge, in der Waterloo-Street, auf der Straße unserem Hochhaus gegenüber lagen eine Synagoge, die Tanzschule des National-Theaters, …

Die Fahrt mit öffentlichen Verkehrsmitteln war gewöhnungsbedürftig und hochmodern zugleich: Man kaufte ein U-Bahn-Ticket für 2,50 Dollar, konnte aber gebrauchte Tickets nach der Fahrt in einen Automaten

stecken und bekam 1 Dollar wieder, und die Tickets funktionierten mit Sensor über Funkfernkontakt und konnten deshalb an der Kontrollschranke in der Jackentasche bleiben.

Zu Erholungszwecken hat sich die Insel-Metropole Singapur noch ein Eiland künstlich aufschütten lassen, Sentosa genannt. Wir hätten auch mit einer Monorail-Bahn von Insel zu Insel fahren können, gingen aber irrtümlich zu Fuß über eine lange Brücke, und das verhalf uns zu der Entdeckung, dass im Kanal zwischen den Inseln eine richtig heftige Strömung herrschte. Drüben auf Sentosa unternahmen wir eine Wanderung auf dem „Dschungelpfad“, waren sehr allein, weil alle anderen Besucher sich fahren ließen, und bewunderten wilde Bäume und flohen vor ganz echten großen Spinnen. Das meiste auf Sentosa war erkennbar künstlich. Sandstrände, Lagunen mit kleinen Inselchen, nett gemacht – aber böse, wie ich bin, habe ich mich durch Hinschwimmen überzeugt, dass die sehr imposanten Felsbrocken, aus denen die dekorativen Inselchen aufgetürmt waren, in Wirklichkeit aus einer Art Beton-Pappmache bestanden, gehalten von rostigen Stahldrähten, die an manchen Stellen schon freilagen. Das Badewasser hatte gefühlte 30 Grad Temperatur, die Tropensonne prasselte, und am Abend hatte ich einen ganz fetten Sonnenbrand.

Am nächsten Morgen war 4 Uhr früh Aufstehen angesagt, Marsch zum Linien-Taxi, das wir vorbestellt hatten, und das uns nun 40 Kilometer weit quer durch Singapur und über die Grenze nach Malaysia beförderte. Alle Reiseformalitäten erledigte der Taxifahrer für uns. Von Johor Baharu (so der Name auf der Landkarte; auf dem Flugschein steht: Jahor Bahru) auf der malaysischen Seite aus flogen wir in einer Dreiviertelstunde wieder „nach Hause“, nach Kuala Lumpur.

VIETNAM.

Woran denke ich zu Hause beim Stichwort Vietnam? Vietnamkrieg, Ho Chi Minh, die Vietnamesen bei uns in Deutschland …

Natürlich habe ich vorher erstmal ein bisschen gelesen - und gestaunt. Vietnam ist über 2.000 Kilometer lang, und von der Fläche her etwa so groß wie Deutschland. Das Land hatte 1960 etwa 30 Millionen Einwohner, am Ende des Vietnamkrieges 1975 waren es 50 Millionen, und heute sind es etwa 85 Millionen. Vietnam ist ein „junges“ Land: Über die Hälfte der Einwohner sind unter 20 Jahren alt. Hanoi hat etwa fünf Millionen Einwohner. Und gezahlt wird hier in „Dong“ oder auch gleich in US-Dollar (1 US-Dollar = 16.000 Dong; dieser Umrechnungskurs führte dazu, dass wir bei jedem Gang zum Bankautomaten „Millionäre“ waren – 2 Millionen Dong gab’s für 100 Euro).

Wir überflogen Thailand und Kambodscha. Am Hanoier Flughafen waren zunächst anstrengend viele Uniformierte zu sehen, aber die taten nur so und hatten keine wirkliche Macht. In den folgenden Tagen erlebten wir immer wieder diese merkwürdige Diskrepanz zwischen dem offiziellen Anspruch eines kommunistisch-obrigkeitlichen Staates mit straff-militärisch-organisierter Vergangenheit – und der hilflosen Wirklichkeit z.B. was die Autorität von Polizisten im Verkehrschaos betraf. Aber das öffentliche Leben läuft dennoch erstaunlich zahm und (selbst-) diszipliniert ab.

Wir fuhren dreißig Kilometer weit mit dem Taxi in die Stadt Hanoi hinein. Erster Kontakt mit Marktwirtschaft á la Vietnam: Obwohl am Flughafen ein fester Fahrpreis vereinbart worden war, machte uns der Fahrer beredt klar, dass doch jetzt das „Tet-Fest“ gefeiert würde, und das sei doch wohl ein paar Dollar Aufschlag wert … Fuhren wir zunächst auf breiten Autobahnen, verengten sich später die Straßen immer mehr. Mopeds und Roller tauchten in immer größerer Zahl auf, hupten dauernd (ein Geräusch, das uns in den nächsten Tagen ständig begleitete), überholten mal rechts, mal links. Die armen Gefährte waren schwer beladen, mit ganzen Familien (ich habe bis zu fünf Personen gezählt!), mit Kästen voller Geschirr, mit Dutzenden von Hühnern in Käfigen, mit 2 Meter hohen Apfelsinenbäumchen im Topf, voller goldener Früchte …

In der Altstadt war der Verkehr endgültig zum Chaos geworden. Ampeln wurden nur bedingt beachtet, in Ein-

bahnstraßen fuhr man schon mal in die „falsche“ Richtung, Linksabbieger schlängelten sich mutig durch den Gegenverkehr, motorisierte Roller, in 10er-Aufstellung nebeneinander gleichzeitig auf der Gegenseite der Kreuzung starteten. Aber es passierte nie etwas – einmal ist in den fünf Tagen in meiner Nähe ein Moped umgefallen.

Wir wohnten in einem „Hotel“ mitten in der Altstadt – in der Nähe des „Kiem-Sees“. Das war ein typisches Altstadthaus. Die sind nur drei bis vier Meter breit, aber durchaus 3 bis 5 Stockwerke hoch und gehen bis zu 80 Meter tief nach hinten. Ein oder zwei Lichtschächte sorgen für Beleuchtung, aber viele Räume haben keinen direkten „Außenkontakt“. Das führte bei einem Schlafzimmer wie dem unseren, fensterlos, in dem die Klimaanlage zwar vorhanden war, aber nicht funktionierte, zu beklemmenden und schwitzigen Erfahrungen. Aber jedes Haus hat bei dieser Bauweise einen Zugang zur Straße. Wo früher vielleicht das schönste Zimmer der Wohnung war, hat heute jedes Haus ein Gewerbe eingerichtet: jeder will irgendetwas verkaufen, oder bietet Reparaturen an – oder betreibt eben ein Mini-Hotel. Das Leben der Familien findet vor dem Haus statt. Man (und frau) hockt einfach so oder auf einem Plastehocker (Miniausführung wie bei uns im Kindergarten), einen Meter entfernt tobt das Moped-Chaos (vielfach wohl zweckfreies Fahren im Kreis herum), am Straßenrand ist ein Rinnstein, in dem alles „rinnt“, was so aus den Häusern kommt, dazwischen kocht Großmutter was für die eigene Familie, aber auch Vorüberkommende können da Platz nehmen und gegen Entgelt was essen. Überspannt wird die ganze Szenerie von einer irrsinnig anmutenden Verkabelung. Hunderte von schwarzen Stromleitungen schwingen sich wirr längs und quer in Bündeln durch die Straßenschluchten – ob da jemand den Über-

blick hat, wie wird da abgerechnet? Schmächtige Frauen (nie Männer) balancieren schwer beladene Schalen an Tragehölzern auf ihren Schultern und verkaufen Obst und Gemüse und andere Dinge des täglichen Bedarfs direkt auf der Straße. Und über alldem lacht ein riesiges Barbie-Plakat, und unten tobt der Probe-Kapitalismus, in dem es auch Ho-Chi-Minh-Plakate und Militär-Helme zu kaufen gibt. Aber die Leute gucken zufrieden.
Etwa 60 Straßen in der Altstadt Hanois sind danach benannt, welche Produkte dort früher hergestellt und gehandelt wurden. Auch heute noch gibt es in der „Bambus-Straße“ vorrangig Leitern und Gerüste und Betten usw. aus Bambus zu kaufen, oder in der „Zinn-Straße“ wird überall an Töpfen und Kannen gehämmert und gelötet.

Die Zeit, als alle Vietnamesen Fahrrad fuhren, ist vorbei. Der japanische Hersteller HONDA baut einen Roller speziell für arme asiatische Länder, der kostet 500 Dollar und ist ein für viele erreichbarer Luxus (inzwischen kommen auf 5 Millionen Einwohner der Stadt 2 Millionen Roller). Wir sind trotzdem auf die traditionellen „Cyclos“ gestiegen, mit dem schlechten Gewissen des reichen „Westlers“. Diese Fahrrad-Rikschas werden von drahtigen älteren vietnamesischen Männern per Pedale bewegt, und der Fahrgast sitzt vorn – das bedeutet schöne Aussicht, aber auch kribbelige Gefühle, wenn auf einer mehrspurigen Hauptstraße kühn und zielstrebig links abgebogen wird, gleichzeitig aber im Gegenverkehr Hunderte von Mopeds starten. Eine solche Cyclo-Tour brachte uns zum „Literaturtempel“. Dort ist schon 1076 eine Universität gegründet worden. Ein andermal ließen wir uns zum Ho-Chi-Minh-Mausoleum radeln, und weil gleich geschlossen wurde, hieß es „quick, quick“. Wir mussten uns mit den anderen Besuchern unter uniformierter Aufsicht ordentlich in Zweierreihen aufstellen. Dann schritten wir gemessen-feierlich auf rechtwinkligen Wegen unter Führung eines Offiziers in den Betonbau, dort herrschten Kühlschrank-Temperaturen, und flinkgeordnet defilierten wir vorbei an der weiß-erleuchteten Mumie des National-Patriarchen.
Wir besuchten auch das benachbarte Militärmuseum. Im Freien waren Reste amerikanischer Bomber zu Schrott-Monumenten aufgetürmt, im Inneren erinnerten Ausstellungen an manches, was mich in den 60er und 70er Jahren schon sehr bewegt hatte. Leid und Heldentum sind im Museum aber irgendwie schwierig stimmig darzustellen. Unser 17-jähriges „Kind“ K. war sehr bewegt und betroffen von diesen Zeugnissen und Berichten erst *kürzlich hier* geschehener Gewalt und stellte betroffen fest: „Das haben wir in der Schule überhaupt nicht behandelt.“
Wir hatten bei unseren Ausflügen in der Stadt schon mehrmals Eisenbahnschienen überquert. Sie waren eingleisig und einfach zu ebener Erde quer über die Straße verlegt, und der Schienenstrang führte durch enge Straßenschluchten. Und ich wusste ja, dass Hanoi an einer wichtigen Hauptstrecke liegt, die von Ho-Chi-Minh-Stadt im Süden herkommt und nach China weitergeht. Sollte das etwa …? Der Hauptbahnhof war auf dem Stadtplan zu finden, also los zur Aufklärung. Es war ein echtes Highlight, dann wirklich Eisenbahn á la Hanoi zu erleben. Wir postierten uns an einer Stelle, wo eine Hauptstraße die vermutete Eisenbahnstrecke überquerte. Das Gleis war ein Stück weit einzusehen, beidseitig dicht von hohen Häusern eingerahmt. Auf den Schienen saßen Menschen beim Essen, andere wickelten irgendwelche Geschäfte ab oder bastelten an ihren Mopeds. Dann ertönte – noch in der Ferne – ein Signalhorn. Auf der Kreuzung entstand Hektik. Beamte zogen ihre Uniformjacken an, schoben Trenngitter quer über die Straße, um den Strom der Mopeds zu stoppen. Es tutete immer neu, und dann erschien der „Wiedervereinigungsexpress“ hinten in der Häuserschlucht, die er vollständig ausfüllte. Die Leute auf den Schienen traten beiseite, und der Zug mit 12 Waggons rumpelte über die Kreuzung. Auf der anderen Seite ging ein Stahltor auf, das die Einfahrt zum Bahnhof freigab. Das Tor schloss sich, die Sperr-Gitter wurden zurückgerollt, und die Straße gehörte wieder den Mopedfahrern.
Wir haben auch einen Ausflug in die Umgebung Hanois gemacht und die „Parfümpagode“ etwa 60 Kilometer südlich besucht. Wir hatten in einem „Reisebüro gebucht“, aber der Start war recht improvisiert. Eine fesche Dame fuhr mit dem Motorroller von „Hotel“ zu „Hotel“ und chauffierte die Teilnehmer einzeln zum Sammelpunkt. Mit anderthalb Stunden Verspätung setzte sich der Bus in Bewegung. An der Ausfallstraße habe ich bei Hausnummer 1035 aufgehört mitzuzählen. In den Außenbezirken waren die Häuser schmucker als in der Altstadt. Wir fuhren zunächst auf einer Autobahn durch die fruchtbare Ebene. Reisfelder, Reisfelder. Im Vorüberfahren bekam man eine kleine Vorstellung, was Reisanbau ist. Die Reispflänzchen werden zunächst in Saatbeeten kultiviert. Dann wird jedes einzelne Pflänz-

chen mit der Hand in den überfluteten Feldboden verpflanzt. Auch Dünger wird von Hand gestreut. Die einzel-

nen Felder sind durch kleine Mauern aus (ungebrannten) Lehmziegeln voneinander getrennt; das Material wird gleich nebenan mit dem Spaten abgegraben. Damit immer der richtige Wasserstand auf dem Feld hergestellt wird, stehen zwei Menschen (ich habe nur Frauen gesehen) an den Wassergräben zwischen den Feldern und schöpfen mit einem gemeinsam an Stangen bewegten Schöpfgefäß Wasser hinüber. Ich habe gelernt, dass in einer Region, in der Reis angebaut wird, eine strenge Regelung (organisatorisch und wasserbautechnisch) der Wasserführung lebensnotwendig ist. Viele Tausend Bauern sind darauf angewiesen, dass der Wasserstand im Fluss ständig berechenbar auf dem richtigen Niveau gehalten: Überflutung zur Unzeit muss genauso verhindert werden wie eine ausreichende Wasserhaltung für trockene Zeiten zu sichern ist. Das klappt nur, wenn ALLE sich verantwortlich fühlen und ihren Beitrag leisten. Und das klappt hier schon seit Tausenden von Jahren.

Später bogen wir von der Autobahn ab, und unser Bus rumpelte über Dämme zwischen den Feldern. Wir fuhren durch ärmliche Dörfer, in denen sich überall fröhliche Menschen drängten. Die Fahrt endete in einem Hafen. Die „Parfümpagode“ – gelegen auf einem heiligen Berg in einer Grotte - ist nur per Boot erreichbar.

Das heißt, jeder, der hinüber will, und alles, was drüben benötigt wird – Baustoffe, Nahrungsmittel, Trinkwasser, Menschen - muss auf Ruderbooten transportiert werden! Wir kamen exakt einen Tag vor Beginn der jährlich stattfindenden Wallfahrt zur heiligen Pagode. Hunderttausende von Pilgern wurden erwartet, und dafür liefen die Vorbereitungen auf Hochtouren. Im „Hafen“, einem Flussarm, stauten sich Tausende von roten Booten aus Stahlblech. In eins davon stiegen wir ein, und ein junger Mann ruderte uns dann eine Stunde lang den Fluss entlang (ob hinauf oder hinunter, war nicht auszumachen, da im Reisanbaugebiet ein „Fluss“ nicht wirklich fließt, sondern praktisch ein stehendes Gewässer ist). An der Anlegestelle am Zielort sah alles ein bisschen nach Oktoberfest aus: Ein „Lokal“ stand neben dem anderen, das tragende Gerüst gefertigt aus Bambusstangen,

blechbedacht, die Wände mit Plasteplanen verpinnt. An der Hinterwand jedes Raumes waren viele Säcke mit Reis gelagert für die erwarteten Pilgerscharen.

Wir pilgerten gewissermaßen „Probe“. Der Weg erwies sich als recht beschwerlich, führte steil bergan über Kalksteinklippen. Rechts und links der uralten ausgetretenen Stufen standen „Kiosk-Buden“, abenteuerlich in die steilen Hänge „gehängt“; Fernsehgeräte liefen, Musik dröhnte.

Auf dem Heimweg habe ich mich von einem Händler überreden lassen, und er presste mir mit einem Spezialgerät erfrischenden Zucker-Saft direkt aus Zuckerrohr (das sieht aus wie ein trockener verholzter Maisstängel). Das hat interessant geschmeckt, und im Hafen habe dann auch noch Kokosmilch getrunken, direkt aus der Originalverpackung – dabei wird eine grüne Nuss oben aufgeschlagen, das Trinkröhrchen hineingesteckt, und: Wohl bekomms!

Entdeckungen auf der Rückfahrt: Vietnamesische Häuser waren auch auf dem Dorf, wo doch eigentlich keine Platznot herrscht und die Häuser auch einzeln stehen, oft nach dem gleichen Prinzip gebaut wie „unsere“ Hanoier Altstadt-Häuser – 4 Meter breite Vorderseite (farbig, schmuck mit Strukturelementen gestaltet), einige Stockwerke übereinander, und dann geht das Haus 15 und mehr Meter nach hinten (die Seitenwände bleiben betongrau-hässlich). Mitten in den Reisfeldern waren die Steinmale von Begräbnisstätten zu sehen. Braune, saubere, wohlgenährte Rinder grasten auf den Dämmen - jedes Tier bewacht von einem persönlichen Betreuer. In den Dörfern gab es auch Fischteiche.

Bei der Rückkehr nach Hanoi war das Tet-Fest in vollem Gang. Man „zeigte“ sich. Da habe ich z.B. den ersten 7er BMW gesehen. Elegant gekleidete junge Damen, pastellfarben-seidengewandet, ließen sich in eleganter Seitwärtsposition auf dem Hintersitz der Roller chauffieren, manche erledigten tatsächlich während der Fahrt noch elegant ihre Maniküre.

Ehrwürdige alte Damen trippelten im dunklen, schweren Brokatkleid über die Straße. Alte Menschen machten auf mich manchmal den Eindruck, als seien sie in der „neuen Zeit“ noch gar nicht angekommen; ihr Alltag lief noch so weiter, wie das vor einigen Jahrzehnten gewesen war,

und wenn sie schon mal auf die Straße mussten, liefen sie einfach los, die Moped-Lawine stoppte irritiert, und sie kamen immer sicher drüben an. Ganze Familien – bis zu fünf Personen auf einem Roller – fuhren auf Besuch zur Verwandtschaft. Die Zimmer zur Straße hin – sonst als Läden genutzt – zeigten festlich gekleidete Familien beim Feiern. Fast in jedem Haus war ein Hausaltar aufgebaut. Fahnen mit intensiv leuchtenden Farben wiesen den Eingang zu Tempelchen und Pagoden. Dort herrschte jetzt reger Betrieb, überall qualmten Räucherstäbchen, (Spiel-) Geld wurde symbolisch verbrannt, und

(richtiges) Geld wurde gespendet (die Mönche leben ausschließlich von Spenden). In Straßenecken fanden Glücksspiele mit Karten statt (dabei ging es um richtig viel Geld, in einer Runde wechselten durchaus einige Millionen Dong den Besitzer).
Und überall roch und brutzelte es appetitlich. An diesem Abend habe ich endlich verstanden, wie die transportablen Kocher auf der Straße funktionierten. Die zylindrischen Geräte sind etwa 30 Zentimeter hoch und haben 15 Zentimeter Durchmesser. Drinnen glüht ein grelles Kohlefeuer. Beim Wechsel des Brennstoffs wird von oben eine Zange eingeführt. Zwei glühende Zylinder aus (Holz-)Kohle, die aneinander haften, werden herausgezogen, auf der Straße abgelegt und mit einem Messer voneinander getrennt. Dann kommt der bisher oben gelegene Teil, der weniger verbrannt ist, nach unten in das Öfchen, ein neuer schwarzer Kohlezylinder (mit Längs-Bohrungen versehen) wird oben drauf gesetzt. Das so erzeugte Feuer brennt langsam und gleichmäßig und erhitzt all die Töpfchen und Wasserkessel und Pfannen.
In einer richtigen vietnamesischen Kneipe habe ich mir dann wenigstens noch einen Wunsch erfüllt. Eigentlich wollte ich ja auch mal Hund und Schlange essen, aber das sah dann vor Ort doch etwas gewöhnungsbedürftig aus.
Aber hier stand Skorpion auf der Speisekarte, und den habe ich bestellt – und gegessen. Die vier schwarzen Tierchen sahen zwischen roter Sauce und Grünzeug sehr lecker aus, knabberten sich wie knuspriges Knabbergebäck, und es schmeckte etwa so, wie's beim Zahnarzt riecht … Ein gutes Essen mit allem Drum und Dran

kostete in Hanoi für fünf Leute etwa 30 Euro.
Um Mitternacht – es war ja Silvester hier – drängten sich sicher eine Million Menschen um den See im Stadtzentrum. Da die eigentlich ortsübliche und beliebte chinesische Art der Feuerwerkerei sich zunehmend als lebensgefährlich erwiesen hatte, ist in Vietnam solches Tun vor einigen Jahren verboten worden. Und erstaunlich – fast alle hielten sich daran. Es war höchst beeindruckend, so viele Kinder und Jugendliche so „zahm" zu erleben. Und als dann um Mitternacht die Explosionen des amtlichen staatlichen Feuerwerks den Himmel durchzuckten, war aus allen Kehlen ein dankbares, richtig schön kindlich-staunendes Aah und Ooh zu vernehmen.
Am Morgen danach war Hanoi Tristesse pur. Die Gitter vor den Geschäften blieben unten, der Glimmer des Festes wurde als glitzernder Müll zusammengekehrt, und wir waren froh, überhaupt eine geöffnete Gaststätte zu finden. Auf der Terrasse war es angenehm luftig und kühl. Das ist deswegen erwähnenswert, weil es im Hanoier Winter immer neblig-diesig war, schwül, feucht – und die Mopedabgase und die offenen Feuer am Straßenrand sorgten für kratzigen Smog.
Passend zur Katerstimmung trafen wir auf einen Trauerzug, den ich so eher in New Orleans erwartet hätte: In einer Seitenstraße fuhren zwei kleine Busse vor, rundum üppig mit Blumen geschmückt. Aus dem ersten Gefährt wurde ein Sarg getragen. Davor stellten sich zwei Mädchen auf, die ein gerahmtes Foto des Verstorbenen trugen. Hinter ihnen reihten sich drei Musiker ein, der eine mit einer „Tröte", der andere mit einem geigenartigen Instrument, das aber nur mit einer Saite bespannt war, und der dritte mit einer Trommel. Sie begannen, ein getragenes Musikstück zu intonieren, und mit gemessenem, etwas schaukelndem Schritt setzte sich die Trauergesellschaft in Bewegung. Der feierliche Marsch ging nur knapp 20 Meter weit, bis die Kreuzung zur Hauptstraße erreicht war, dann wurde alles (nebst Sarg) wieder eingepackt.

Mein Länder-Fazit:

- Malaysia: Ein Land im „gewollten" Umbau.
- Vietnam: Ein Land im Strudel des globalen Wandels.
- Singapur: Ein Land mit „gelungener" Anpassung an den Westen.

Und in allen drei Ländern leben Menschen, denen es zwar objektiv schlechter geht als uns, die aber durchweg entspannter wirkten und glücklicher guckten als die meisten meiner Landsleute, weil es ihnen viel besser geht als noch vor 20 oder 10 Jahren.

TANSANIA – Traum und Albtraum

Erlebnisse, Erfahrungen und Eindrücke von einer Reise nach Ostafrika im Oktober 2008

Es war im September 2008. Da wurde ich völlig überraschend gefragt, ob ich vielleicht eine Gruppe begleiten könnte, dienstlich – nach Afrika!

Neun Leute, die beruflich mit Erziehung und Bildung zu tun haben, Pfarrer, Lehrer und Gemeindepädagogen aus drei ostdeutschen lutherischen Landeskirchen, hatten sich da schon seit Monaten vorbereitet. Sie wollten eine „Multiplikatorenreise“ nach Tansania unternehmen unter dem Thema „Ich bin ein Gast auf Erden - Klimawandel und globale Gerechtigkeit“, wollten vor Ort Eindrücke sammeln, Erfahrungen machen, Menschen kennenlernen – und das zu Hause in der Bildungsarbeit umsetzen.

Eigentlich wollte sie ein Experte für Umwelt-Ethik begleiten, aber der war kurzfristig ausgefallen. Nun waren sie auf der Suche, und so kam die Anfrage zu mir.

Noch vier Wochen Zeit. Der Terminkalender voll. Keine Ahnung, was da kommen könnte. Also sagte ich erst einmal ab. Aber durch das beharrliche Drängen der Veranstalter, meiner Frau und einiger Freunde kippte die Stimmung – und ich sagte Ja. Rein ins kalte Wasser, Termine umlegen, impfen lassen (dabei lernte ich, dass ich für manches schon zu alt bin, für eine Gelbfieber-Impfung z.B.), Malaria-Prophylaxe, Wörterbücher, Reiseführer, Moskitonetze, Steckeradapter … was noch?

Aber ich war ja der Überraschungs-Gast …

Wir trafen uns auf dem Frankfurter Flughafen, manche hatten Blasinstrumente dabei, andere dicke Bündel von bunten Kalendern, alle sprachen von Orten und Menschen, die ich nicht kannte, und flochten immer mal ein paar Brocken in Kisuaheli ein.

Schon in der Warteschlange beim Einchecken gab´s eine Überraschung: Außer uns waren noch zwei weitere kirchliche Reisegruppen aus Deutschland nach Tansania unterwegs, von einer vierten, die am nächsten Tag fliegen würde, war die Rede. Gibt es so etwas wie Betroffenheits- und Katastrophen-Tourismus?

Der Flug ging zunächst nach Adis Ababa. Im Flugzeug wurden wir mit Erdbeermarmelade aus Mühlhausen in Thüringen verwöhnt, die Butter dazu kam aus Dänemark … In Äthiopiens Hauptstadt beeindruckte mich zum einen eine große Begrüßungstafel auf dem Flughafengebäude, russisch: „Dobro Poschalowatch!“, allerdings schon etwas abgeschabt. Zum anderen bewunderte ich die filigranen Buchstaben der amharischen Landessprache, es ist eine semitische Sprache, und die Schrift stimmt einfach fröhlich, man denkt zunächst mehr an Strichmännchen oder so. Der nächste Flug legte einen Zwischenstopp in Kenias Hauptstadt Nairobi ein. Das Land in der Umgebung des Flughafens zeigte unterschiedliche Schattierungen von Grün, und die bearbeiteten Rechtecke der Felder waren deutlich zu erkennen.

Dann ging es noch einmal kurz in die Luft, und wir landeten – leider war der Kilimanjaro wegen der dichten Wolken nicht zu sehen – auf dem „Kilimanjaro Airport“ im nördlichen Hochland von Tansania. Schon von der Luft aus hatte sich das Gesicht der Landschaft verändert: das Grün war immer mehr vergilbt und vergraut, in den staubigen Flächen standen vereinzelt Büsche oder Bäume. Eine Farbe allerdings war nicht zu übersehen. Immer wieder gab es frische hellviolette Farbtupfer.

Unten stellten sich heraus, dass das herrlich blühende Bäume waren, über und über mit Trauben von blauen Glocken behängt. Manche Straßen waren dicht von ihnen gesäumt. Von da an war Tansania für mich mit der Farbe violett untrennbar verbunden. Der Baum heißt Jacaranda und ist ein „Einwanderer“ aus Brasilien. Wir erfuhren, dass er durch seine Blüte ankündigt, dass bald die ersehnte Regenzeit beginnen wird.

Ich hatte vorher in einem Geographie-Lexikon meines Großvaters aus dem Jahre 1901 gelesen: „Der Kilimanjaro ist der höchste Punkt deutscher Erde“? Zur Erinne-

rung: Um 1900 herum war „Deutsch-Ostafrika“ für einige Jahrzehnte eine deutsche Kolonie, und in Verhandlungen mit den Briten hatte der deutsche Kaiser bei der Grenzziehung durchgesetzt, dass um den Kilimanjaro ein Bogen gezogen wurde, damit fortan der höchste Berg Afrikas zu Deutschland gehöre. Im Zusammenhang mit der Kolonisierung durch Deutschland haben auch deutsche Missionare am Ende des 19. Jahrhunderts den Weg in diesen Teil Afrikas gesucht. Interessant war, dass wir in Tansania immer wieder auf Spuren dieser Missionare gestoßen sind, und dass die Afrikaner mit ihrer Tätigkeit offenbar bis heute gute Erfahrungen verbinden. Der Kilimanjaro – ein erloschener Vulkan – ist übrigens erst eine Million Jahre alt, die ältesten Spuren von menschlichen Vorfahren, die nicht weit davon gefunden wurden (ich habe den Abdruck im Museum bestaunt) sind drei Millionen Jahre alt!

Tansania ist sehr bunt und manchmal sehr anders als die Welt zu Hause.

Schon bei der Begrüßung muss man lernen, dass unter Freunden ein einfacher Händedruck nicht reicht: drei Mal mit Umgreifen ist richtig! Dazu sagt man (Hu)jambo, und der andere sagt Sijambo, und dann geht es erst einmal nach einem bestimmten Ritual weiter, ob´s was Neues gibt, wie´s der Frau geht usw.usw. Ich konnte mich daran leider nur in Phase 1a beteiligen. Auch Zeitangaben waren abstimmungsbedürftig. Ein Tansanier kann natürlich auch mit „unseren“ Angaben, die wir von der Uhr ablesen, umgehen. Aber viel lieber richtet er sich nach der traditionellen (natürlichen) Stundenzählung, die mit Sonnenaufgang beginnt, folglich sagt er: ich komme um 3, und meint aber nach unserem Verständnis um 9 vormittags. Oder noch eine erlebte kulturelle Verwirrung: Wir waren in einer Schule zu Gast, vor uns der Direktor, der uns die neben ihm sitzenden Lehrerinnen und Lehrer vorstellte: Das ist meine Mutter, Lehrerin für Mathematik, daneben ist mein älterer Onkel, Lehrer für Kisuaheli, dann kommt mein jüngerer Bruder usw. Wir waren komplett irritiert und glaubten, einen Fall von Vetternwirtschaft zu erleben. Es lag an der Übersetzung von einer Kultur in eine andere. Der Direktor sprach Kisuaheli, und einer seiner Kollegen übersetzte – richtig und zugleich falsch, weil wörtlich- ins Englische. Die verwandtschaftlichen Bezeichnungen waren nur Ehrerweise für die Kollegen, keine echte Verwandtschaft … Und so gab es sicher manches kulturelle Missverständnis, in das wir in den nächsten drei Wochen geraten sind und wo wir alles falsch gemacht haben.

In Tansania zahlt man mit (tansanischen) Schillingen. Das kommt wohl daher, dass vor mehr als hundert Jahren in kolonialen Zeiten besonders gern mit dem österreichischen Theresien-Taler gezahlt wurde, und da gehörten Schillinge dazu. Als wir dort waren, entsprachen tausend Schillinge etwa einem US-Dollar und damit etwa 70 Eurocent. Manchmal, wenn die Gruppe wieder einmal im Hotel zu bezahlen hatte, waren wir beim Umtausch der Dollarnoten schnell mal mehrfache Millionäre.

Tansania zeigt riesige Kontraste. Die elementare Not, mit der die Menschen hier zu kämpfen haben, ist überall mit Händen zu greifen. Aber jeder zweite hat ein Handy (auch im tiefen Tal mitten im Urwald ist bester Empfang). Alle sind ständig unterwegs und damit beschäftigt, das Lebensnotwendigste wenigstens für diesen Tag zu organisieren – und trotzdem wirken sie nicht unglücklich, sondern sind offen, liebenswert und gastfreundlich. Und fotografierscheu – hier spielen wohl magische Ängste eine Rolle, auf neugierig klickende Kameras reagieren viele mit Verstecken oder mit Aggressivität. Arbeit (auch schwere körperliche Arbeit) wird im Wesentlichen von Frauen geleistet, sie schleppen Wasser, tragen Holz, bearbeiten die Äcker, haben aber kaum Rechte gegenüber den Männern. AIDS ist ein schlimmes Problem, das sich verheerend auch auf die Familienstrukturen auswirkt: 80 Prozent der Frauen ziehen ihre Kinder allein auf (auch, weil die Männer sich nicht kümmern wollen). Überall trifft man AIDS-Waisen, die sich als Straßenkinder durchschlagen müssen.

Ein paar Zahlen, um vielleicht ein Gefühl für die völlig unterschiedliche Situation zu bekommen:

Tansania ist von der Fläche her 3 x so groß wie Deutschland. Bei uns leben 82 Millionen, dort 38 Millionen Menschen (mit einer starken Wachstumsrate). Die Wirtschaftskraft (als Bruttoinlandprodukt, gemessen am Wert der verkauften Güter und Dienstleistungen) betrug in Deutschland 2007 40.415 Dollar pro Einwohner im Jahr, in Tansania waren es 415 – das ist ein Hundertstel des deutschen Wertes und bedeutet, dass jeder Tansanier im Durchschnitt jeden Tag 1 Dollar zur Verfügung hat. Der Vergleich stimmt nicht ganz, weil in Tansania viele Tätigkeiten der Selbstversorgung dienen und nicht in der Statistik auftauchen. Der Anteil der Bevölkerung, der in der Landwirtschaft tätig ist (um die eigene Familie zu ernähren), beträgt 80% (in Deutschland sind es 2%). Der Hauptenergieträger in Tansania (und für die meisten Menschen der einzige verfügbare Energieträger) ist – Feuerholz; mit einem Anteil am gesamten Energieverbrauch von über 90%. Wetter und Klima sind tropisch. Das heißt zum einen, dass tagsüber (bei überraschenderweise meist bedecktem Himmel) die Temperaturen deutlich über 30 Grad liegen, es nachts aber in der Hochebene empfindlich kühl sein kann (unter 10 Grad). Es gibt eine Regenzeit (in manchen Regionen zwei) über drei bis vier Monate, dazwischen liegt eine lange Trockenzeit.

Grob gezählt leben in Tansania heute etwa 120 verschiedene Stämme. Sie haben alle ihre eigenen Sprachen, ihre eigenen Traditionen, Kultur und Lebensweise. Offizielle Landessprache ist (Ki)Suaheli, das praktisch alle als erste Fremdsprache lernen (könnten). Noch eine Ebene weiter lernt man dann in der Sekundarschule auch Englisch. Bei so vielen verschiedenen Traditionen kann man auf der einen Seite dankbar sein, dass das Zusammenleben in Tansania bisher erstaunlich friedlich gelingt. Aber wir haben auf unserer Reise auch spüren können, dass daraus Konflikte erwachsen. In einem Land, in dem es immer mehr Menschen gibt, treten Probleme auf, wenn sich verschiedene Lebensweisen begegnen, wenn Ackerbauern neues Land suchen und dabei in die Jagdgebiete von Stämmen eindringen, die noch als Jäger und Sammler leben, oder wenn die Ziegen viehtreibender Nomaden in die Bananengärten sesshafter Stämme einfallen.

Unterwegs – Begegnungen am Straßenrand

Wir haben vieles (nur) durch Autoscheiben gesehen. Zu elft – Fahrer inklusive – quetschten wir uns in einen Toyota Land Cruiser, oben auf dem Dach war das gesamte Gepäck festgezurrt (die Tragfähigkeit des Gepäckträgers war mit 60 kg angegeben, wir hatten mehr als 200!), und machten große Augen (wenn der überall hereindringende Staub nicht übermäßig nervte). Die Landschaft war von den drei- bis sechstausend Meter hohen Bergriesen und weiten offenen Ebenen geprägt. Die Vegetation wechselte zwischen üppigem Grün in der Umgebung des Kilimanjaro, an dem auch in der Trockenzeit viele Wolken ihr Wasser abladen, und staubig-trockenen Steppen, schütter mit einzelnen blätterlosen Bäumen und stachelbewehrten Büschen durchwachsen. Selten und immer wieder beeindruckend waren die oft mehrere Meter dicken Affenbrotbäume, auch Palmen machten sich rar. Erstaunlich wenige Tiere waren zu hören (z.B. Vögel) oder zu sehen (z.B. Schmetterlinge), da hatte ich mehr erhofft, aber dann trafen wir doch mal eine Gruppe von drei Zebras, oder eine Giraffe stolzierte drüben im Busch, ohne uns eines Blickes zu würdigen. Auch Affen betrieben manchmal öffentlich Fellpflege.

Die Straßen waren gewöhnungsbedürftig. Zwar haben „die Chinesen“ (so wurde uns gesagt; warum eigentlich die Chinesen?) in den letzten Jahren ein paar Rennpisten quer durch die Steppe asphaltiert: für die Touristen, die nur einen oder zwei Tage Zeit haben für die tansanischen Nationalparks. Aber meist waren wir auf staubigen, steinigen, holprigen Trassen unterwegs, wie sich das Jeep-Fahrer bei uns in Deutschland „off road“ vorstellen (es war aber hier „on road“), und wurden auf den oft mehrstündigen Fahrten richtig schön dauergeschüttelt. Auf Fernverkehrsstraßen begegneten wir durchaus Überlandbussen, die mit „hundert Sachen“ durch den Staub rasten, aber manchmal lag auch ein umgekippter Laster am Rand, und sein Kadaver wurde mit Hammer und Schraubenschlüssel „ausgeschlachtet“.

Auf den Straßen waren immer Menschen unterwegs, und meist gingen sie zu Fuß, und sie organisierten die lebensnotwendigen Dinge. Dabei wird fast alles auf dem Kopf balanciert, oft sogar freihändig: 20-Liter-Kanister mit Wasser oder Sonnenblumenöl, schwere Brennholzbündel, geschnittenes Viehfutter, Eimer, Säcke, auch die

Feldhacke oder der Regenschirm. Immer sind es Frauen, die die Last(en) tragen. Nur einmal habe ich einen Mann bewundert, aber der hatte auch ein ganzes Tablett voller Gläser auf dem Kopf – und das war nicht im Zirkus, er fuhr damit in der Stadt auf dem Rad. Doch schon Fahrräder sind ein seltener Luxus. Autos gab es eigentlich nur in den Städten. Für den Transport über Land setzt man sich in sogenannte Dala-Dalas, Kleinbusse (meist auch von Toyota, die den Markt hier offenbar fest im Griff haben), in die nach mitteleuropäischen Maßstäben vielleicht 10 Leute passen würden. Hier aber „sitzen“ 20 bis 25 Menschen drin, zuzüglich Gepäck und lebende Hühner und was noch so zu befördern ist. Aber es ist bezahlbar.

Am Straßenrand war auch immer „Markt“: Brennholz, Futtergras, liebevoll aufgebaute Pyramiden aus Tomaten oder Orangen, grüne Bananenbündel, Schuhe, Tongeschirr, alles eben, was der Mensch so braucht. Auf den zentralen Plätzen innerhalb von Ortschaften spielte sich das farbenfrohe Geschehen in der Regel unter ehrwürdigen großen alten Bäumen ab, so eine Art „Dorflinden“, am eindrücklichsten war für mich ein Affenbrotbaum mit mehr als fünf Metern Stammdurchmesser.

Wohnen und Leben

Uns sind sehr unterschiedliche Wohnhaus-Typen und Baumaterialien begegnet. Auf dem Lande verwendet man all die Materialien, die in der Nähe verfügbar sind.

Es gibt einfache Hütten, die ganz aus Holzstangen und geflochtenem Stroh gebaut sind. Ein andermal werden die Wände auch aus den Stängeln von Sonnenblumen gefertigt. Manchmal werden die Wände auch mit Lehm verschmiert. Das Dach besteht dann aus einer Holzabdeckung oder Strohbüscheln oder Bananenblättern oder neuerdings auch Plasteplanen (und wenn man es sich leisten kann: Wellblech).

In einer anderen Bauweise wird ein relativ dichtes Geflecht aus Holzstangen errichtet, und die Lücken werden mit Lehm und Stroh verstopft. An der Luft getrocknet ergibt sich eine erstaunlich feste, aber bröcklige „Fachwerk-Konstruktion“. Manchmal wird die Außenwand auch noch mit einer weiteren Lehmschicht abgedichtet und „verputzt“.

Es gibt auch viele Hütten, deren Wände „richtig“ gemauert sind. Im einfachsten Fall wird luftgetrockneter Lehm verwendet. Ich habe mir immer wieder sagen lassen, dass es tatsächlich „our soil“ ist, der Ackerboden gleich hinter dem Haus, der abgestochen, zu Ziegeln geformt und getrocknet wird. Daraus kann man feste Wände bauen, aber manche Hütten zeigten, dass eben nicht jeder Lehm für dauerhafte Ziegel geeignet ist, und die nächste Regenzeit die Wände schlicht wegwusch. Die Ziegel lassen sich natürlich auch haltbarer machen. Dafür errichten manche Bauherren einen Stapel aus etwa 2500 luftgetrockneten Ziegeln, der ein bisschen aussieht wie ein Haus, innen Hohlräume hat und unten meist 5 große Öffnungen aufweist. Manchmal wird er draußen noch zur Abdichtung mit Lehm verschmiert. In die Öffnungen wird Brennholz gestopft und dann ein Feuer angezündet, in dessen Hitze die (meisten) Ziegel hart gebrannt werden. Der Brennofen wird dann abgerissen, und manchmal liegen die Ziegel auch in kommerziellen Brennereien auf der Wiese zum Verkauf aus.

Und bei reichen Leuten und in der Stadt wird natürlich auch viel mit industriell gefertigten Ziegeln und Beton gebaut.

Die Orte haben zwar Namen, in der Stadt auch die Straßen. Aber eine POST, die Briefe und ähnliches zu den Leuten bringt, gibt es in der Regel nicht. Alle Menschen, deren Adressen wir uns aufschrieben, gaben eine „P.O.Box …“ (die Nummer eines Schließfaches) an. In der nächsten größeren Stadt steht dann ein Gebäude mit Tausenden Schließfächern, und um dort seine Post abzuholen, sind manchmal Wege von 25 Kilometern und mehr erforderlich, was bestenfalls einmal in der Woche zu bewältigen ist.

Tansania hat eine Zeit hinter sich, die mit dem Namen Nyerere verbunden ist (das Bild dieses verehrten Politikers, der das Land in die Unabhängigkeit geführt hat, ziert heute noch jede Amtsstube und jedes Geldstück). Damals war mit sozialistischen Ideen experimentiert worden, was im Bildungsbereich zu einigen Erfolgen geführt hat, aber in der Wirtschaft ziemlich schief gegangen ist. Vielleicht aus dieser Zeit (vielleicht auch aus viel älteren afrikanischen Traditionen) mag ein verbreitetes Gefühl von „Volkseigentum“ (Allmende?) stammen. Alles – z.B. der Grund und Boden - gehört grundsätzlich allen, steht allen zur Verfügung. Das ist nicht nur ein weit verbreitetes Verständnis, da ist auch rechtlich vieles unklar geordnet. Ich habe in Tansania den Wert von Privateigentum neu schätzen gelernt – weil Besitz eben auch Zuständigkeit und Verantwortung bedeutet. Es gibt in vielen Gebieten bis heute keine klar abgesteckten Gebiets- und Flurgrenzen, es gibt keine Grundstücksämter, keine Flurkarten, keine Zuordnung der Felder zu einzelnen Besitzern. „Das Dorf“ ist der Eigentümer, Privateigentum (für das man Rechte hat, das man kaufen und verkaufen kann) wird erst langsam eingeführt. Wer heute ein vermeintlich „freies“ Stück Land findet, lässt sich dort einfach nieder, und wenn er geht, ist es wieder frei.

Und es gibt ja auch noch ganz andere Freiheiten, mit denen sesshafte Bauern in Konflikt geraten können: Die Massai z.B. hatten immer das Recht, mit ihren Herden frei durch das Land zu ziehen und sie sind gewohnt, nicht bestelltes Land als Weide zu betrachten. Aber in einem Land, in dem immer mehr Menschen ernährt werden müssen, immer mehr Felder angelegt werden, bleibt für

sie und ihre Herden immer weniger Platz.

Wasser

Die Menschen in Tansania sind total vom Regen abhängig, der in der kurzen Regenzeit fällt. Das macht Wasser zu einem kostbaren Gut.

Wir hörten, dass vom schmelzenden Eis des Kilimanjaro vor 50 Jahren noch 300 Flüsse gespeist wurden, heute führen noch 80 Wasser. Wasser muss in den trockenen Gebieten oft weit her geholt werden. Manche Frauen gehen jeden Tag 15 Kilometer hin und zurück, um in einem schweren 20-Liter-Kanister das Wasser für ihre Familie herbeizuschaffen. Oft sprudelt es nicht aus klaren Quellen, sondern wird aus Bächen geschöpft, die auch dem Vieh als Tränke dienen, oder die Gefäße werden in schlammigen Löchern gefüllt. Das Wasser ist fast immer mit Keimen belastet und nach unseren Maßstäben kein Trinkwasser, sondern ein höchst problematisches Lebensmittel. Daher muss Wasser für Trinkzwecke (eigentlich) immer abgekocht werden. Für uns reiche Touristen war es verboten, Wasser aus dem Hahn im Hotelzimmer auch nur zum Zähneputzen zu verwenden. Für uns standen stets Plasteflaschen bereit, auf denen zum einen zu lesen war, welches Privileg wir genossen, nämlich „Drinking Water“ in der Hand zu halten. Und noch eines war interessant: Dieses Trinkwasser wurde abgefüllt und verkauft vom Weltkonzern CocaCola – Monopol auf ein Lebensmittel. CocaCola hatte auch den Markt mit „Gas“, das waren die spritzigen süßen Getränke, fest im Griff. Und der Konzern war allgegenwärtig, indem er alle in der Öffentlichkeit sichtbaren Schilder sponserte: Ortsschilder, Ladenschilder, Wegweiser.

Manchmal wurde davon gesprochen, dass man auch Wasser „ernten“ müsse. Trotz seiner Bedeutung haben wir aber relativ wenige Einrichtungen zum Sammeln von Regenwasser gesehen (Dachrinnen, Bassins, Speicher).

Essen

Zum Essen gab es immer etwas zu trinken. Oft waren das die Plaste-Wasserflaschen, manchmal, weil wir besondere Gäste waren, kriegten auch alle eine richtige Cola. Ein andermal war das Getränk guter starker tansanischer Tee, schön kräftig gekocht und meist mit Ingwer gewürzt. Dazu wurde Milch gereicht, immer heiß aus der Thermoskanne – es war Kuhmilch, wodurch man wieder einmal mitbekam, wie Milch-Haut aussieht, und sie musste immer gekocht (sterilisiert) werden, weil praktisch alle Rinder in Tansania mit Tbc (Tuberkulose) infiziert sind. Ich kann mich noch schwach daran erinnern, dass das auch bei und in der DDR in den 1950er Jahren noch so war: Wenn an einem Stall das Schild „Tuberkulosefreier Rinderbestand“ aufgehängt werden durfte, hatte das Seltenheitswert.

Leider wurde viel zu oft das gekocht und serviert, wovon man meinte, dass ein Europäer das eben so erwartet. Ich habe gern die seltenen Gelegenheiten genutzt und ortsübliche Gerichte probiert.

Da gab es Klopse aus Maismehl. Die schmeckten schlicht nach nichts, eben Maismehl und Wasser gequollen. Es gab Reis (der in Tansania als Trockenreis angebaut wird). Zum ersten Mittagessen bekamen wir einen Teller, auf dem längliche Früchte und rote Bohnen lagen. Die letzteren waren frisch geröstete Erdnüsse, und die Früchte, die wie Bananen aussahen, waren auch Bananen, aber in diesem Fall grün geerntet und frittiert. Sie

schmeckten nicht süß, sondern etwa wie Kartoffeln (auch beim Kauen), waren sättigend und stopfend. Bananen gab es auch gekocht (mit ähnlichem Geschmack) und es gab natürlich auch ganz normal ausgereifte süße Früchte. In den Herbergen, in denen wir verpflegt wurden, standen in der Regel fünf und mehr Schüsseln und Töpfe, aus denen man sich der Reihe nach bediente, da gab es z.B. Nudeln, Reis, Kartoffeln, immer Fleisch (ich hatte nach zwei Wochen eine leichte Hähnchen-Flügel-Allergie), Gemüse, Soße (oder Suppe) und Melonenscheiben oder Banane zum Dessert. Ich war überrascht, dass die Speisen nie stark gewürzt waren.
Wenn wir dabei waren, hatten auch alle anwesenden Tansanier volle Teller. Irritiert hat mich bei einem Seminar, dass zwar alle ihre Teller vollgepackt hatten, dass aber nach der Mahlzeit auf fast allen Tellern erhebliche Reste übrig blieben. Nur zwei Mal habe ich ein bisschen gemerkt, wie wirklicher Hunger aussieht. Einmal bei einer Rast in der Steppe hatten wir einem Massaikind, das dort mit seinen Ziegen stand, eine Banane geschenkt. Die wurde sofort gegessen, gleich mit der Schale. Ein andermal hatten wir in einem Straßenrestaurant Mittag gegessen. Bei einigen von uns waren– weil die Verdauung manchmal auf Durchgang lief – einige Speisereste auf den Tellern liegen geblieben. Als wir die Tische verließen, stürzte von der Straße eine Frau herein, raffte Reis und Fischgräten und Melonenschalen mit beiden Händen zusammen und stopfte sich alles in den Mund.
Bei den Massai ist übrigens auch Zucker – aus der Tüte - ein wichtiger Kalorienlieferant

Hauptenergieträger Holz

Auch im tropischen Tansania braucht man Energie. Dabei ist nicht an elektrischen Strom zu denken. Der ist für normale Menschen unbezahlbar, wenn überhaupt eine Leitung zu ihrer Hütte führen sollte. Und das Netz ist nicht stabil, sodass eine andere Erfahrung aus den 1950er Jahren noch einmal Realität wurde: „Stromsperre“, nicht als kurzer Blackout, sondern gleich die ganze Nacht lang. Und für die meisten Menschen sind auch Benzin, Diesel oder Kerosin (z.B. als Lampenöl) unerreichbar, weil unbezahlbar. 1 Liter dieser kostbaren Flüssigkeiten kostete etwa 1,30 Euro, zu messen ist das am täglichen Durchschnittseinkommen von 70 Cent.

Wenn man dennoch Wasser kochen will (und es nur so keimfrei machen kann) oder Nahrungs-mittel genießbar werden sollen, bleibt als einzige Möglichkeit, Holz oder Holzkohle zu verbrennen. Immer ist jemand aus der Familie mit der Machete unterwegs, um – eventuell einige Kilometer von zu Hause entfernt – im Busch Holz zu schlagen. Inzwischen gibt es in weiten Gebieten kaum noch größere Bäume. Auf der einen Seite gehören die Bäume niemandem richtig und stehen daher allen zur Verfügung. Auf der anderen Seite ist das Schlagen illegal, durch Gesetze verboten, weil die Entwaldung längst dramatische Ausmaße angenommen hat. Wo auf den nährstoffarmen tropischen Böden erst einmal die Bäume fehlen, können die Wurzeln den Boden nicht mehr halten und kein Wasser mehr speichern. Die Böden trocknen aus, der Starkregen spült die dünne fruchtbare Bodenschicht weg und hinterlässt tiefe Erosionsrinnen. Da wird wohl nie mehr Wald wachsen.
Aber was sollen die Menschen machen, wenn Holz der einzige greifbare Energieträger ist? Ich habe mit einer Familie gesprochen, die Späne von einem gefällten Stamm schlug. Da standen die vielleicht 45-jährige Mutter (ihr Mann war schon lange an AIDS gestorben), der 23jährige Sohn, nun Oberhaupt der Familie (er erzählte mir auf Englisch, dass er die Sekundarschule hatte abbrechen müssen, um sich um die Ernährung der Familie zu kümmern), seine noch blutjunge Frau mit dem 4-jährigen Kind und sein jüngerer Bruder – sie alle mühten sich hier stundenlang, nur um Holz für einen Tag zu gewinnen, morgen würden sie wieder hier stehen. In einem unserer Seminare stand bei der Diskussion über das Brennholzproblem ein Mann auf und sagte: Wenn ich das Schulgeld für meinen Sohn für das nächste Jahr bezahlen will – und ich will, dass er auf die Schule geht - , dann muss ich dafür einen Baum fällen und das Holz verkaufen.
Und so gibt es einen regen illegalen Handel mit Holz (der Preis ist in wenigen Jahren auf das 4-fache gestiegen). Es wird am Rand der Hauptstraßen für Auto fahrende (und damit zahlungskräftige) Städter angeboten, genauso wie Holzkohle in Säcken, die ein Stück von der Straße weg in Meilern erzeugt wird. Wo die Stämme größerer Bäume mit der Machete nicht zu durchschlagen sind, wird mit Feuer gerodet: Man macht unten am Stamm ein Feuer, in der Hoffnung, dass nur dort der Stamm brennt und der Baum anschließend gefällt werden kann. An den umgestürzten Kadavern machen sich dann die Sammler zu schaffen.
Das Dilemma war offenkundig: Alle wussten, dass die übermäßige Holznutzung längst zu schweren Umweltschäden geführt hat, und immer wieder begegnete uns der Satz: „We need nurserys!“ (Wir müssen uns um Baumschulen kümmern und überall (wieder) Bäume pflanzen!). Der Überlebenskampf im Alltag hat aber eine eigene zerstörerische Dynamik.
In den ländlichen Gebieten ist Tansania nachts einfach dunkel. Wenn die Sonne untergeht – etwa halb sieben – glimmt in manchen Hütten noch das Herdfeuer, aber so etwas wie Beleuchtung gibt es kaum, und erst mit der Morgensonne geht das Leben weiter. In Europa werden in den letzten Jahren immer wieder Pflanzen als nachwachsende Rohstoffe und besonders als Energieträger ins Gespräch gebracht, z.B. Jatropha. Diese Pflanze stammt ursprünglich aus der Karibik, ist relativ genüg-

sam, was den Boden betrifft, und sie hat Nüsse, deren Kerne stark ölhaltig sind. Sie wird in Tansania gern als Grundstückseingrenzung angebaut, auch weil sie giftig ist und deshalb nicht abgefressen wird. Aber als Energiepflanze war sie bei unseren Gesprächspartnern sehr umstritten: Ein französischer Farmer hatte vor Jahren damit experimentiert und er riet ab: giftig, benötigt doch viel Wasser, und der Ertrag an Öl lohnt nicht. Andere zeigten sich aufgeschlossener, waren sich aber einig, dass hier noch viel Forschung nötig sei. Wir haben uns die Nüsschen zeigen lassen. Ein Pfarrer erklärte uns, wie diese Früchte in seiner Kindheit das einzige Licht ins nächtliche Dunkel der Hütte gebracht hatten: Er suchte einen langen Dorn, spießte mehrere der 1 Zentimeter langen Kerne hintereinander darauf und zündete die oberste Frucht an. Ein zartes Flämmchen brannte stabil – das war also eine tansanische „Kerze“ …

Beschwerlich war es, zu sehen, wie mit dem kostbaren und problematischen Energieträger Holz umgegangen wurde. Fast überall wird auf drei Steinen gekocht, das Holz brennt dazwischen, und der Topf steht ohne Deckel darauf, von den Flammen eingehüllt. Uneffektiver kann man mit dem Brennstoff kaum umgehen. Schon ein paar gebogene Bleche als Windschutz würden Wunder bewirken, erst recht die Zähmung und Steuerung des Feuers in einem – vielleicht noch zusätzlich ausgemauerten und in einen Schornstein einmündenden – Herd. Wir haben auch so etwas gesehen, aber als seltene Ausnahme, öfter waren einstmals vorhandene Herde defekt, und man (Frau) kochte wieder daneben auf drei Steinen auf dem Erdboden, wie es immer gewesen war. In der Regel wird in den Hütten gekocht, in fensterlosen Räumen und ohne Abzug (Schornstein) bedeutet das eine extreme gesundheitliche Belastung durch Rauchgase.

Landwirtschaft

Vier von fünf arbeitsfähigen Menschen sind in der Landwirtschaft beschäftigt. In der Regel produzieren sie das, was die eigene Familie für Ernährung oder Gewerbe benötigt.

Auf den Feldern und in den Gärten wachsen – abhängig von der Höhenlage und der Bewässerungssituation – Mais, Reis, Hirse, Sorghum, Bohnen, Sonnenblumen, Bananen, Kartoffeln, Süßkartoffeln, Erdnüsse, Kürbisse. In den meisten Regionen muss das, was in der kurzen Periode rings um die Regenzeit gesät wird, wächst und geerntet wird, für den Rest des Jahres mit reichen. Aber oft verkaufen die Männer (denen formell das Land und die Tiere und die Ernte gehören) das Gewachsene gleich nach der Ernte um des kurzfristigen Gewinns willen, und dann muss die Frau (die die Felder bestellt hat) ihm erklären, warum es in den nächsten Monaten nicht für die Kinder reicht. Es gibt kaum (noch) Vorratswirtschaft. Techniken wie Trocknen, Pökeln usw. sind schlicht „vergessen“ worden. Das Bewusstsein dafür und das Erlernen von Techniken müsste neu in den Schulunterricht aufgenommen werden, damit wenigstens die nächste Generation es wieder beherrscht, sagte man uns resigniert. Die Gärten und Felder werden fast ausschließlich von Hand mit der Hacke bearbeitet. Auch die Machete kommt zum Einsatz. Pflüge, die z.B. von Rindern gezogen werden, habe ich kaum gesehen. Und Traktoren sind einfach unerreichbar. Am Sitz des lutherischen Bischofs in Singida lief ein interessantes „Experiment“ an. Die Kirche hatte drei neue Traktoren (und ein paar Geräte dazu) gekauft. Noch standen sie blitzend im Hof und Techniker machten sich mit ihnen vertraut. Geplant war, diese Technik zu günstigen Konditionen an arme Bauern auszuleihen, um ihnen die Feldbestellung zu erleichtern. So etwas wie eine „Maschinen-Ausleih-Station“ (MAS) – auch das kannte ich noch aus der Frühzeit der DDR. Vielleicht klappts hier besser – mich würde brennend interessieren, wo die Traktoren in drei Jahren stehen und ob sie noch funktionieren.

Manchmal kommen sich die unterschiedlichen Lebensweisen der Stämme in Tansania in die Quere. Der – schon vorhandene und sich verschärfende – Konflikt zwischen sesshaften Ackerbauern (z.B. den Chagga, die auf dem grünen Saum rund um den Kilimanjaro siedeln) und nomadisierenden Viehzüchtern wurde immer wieder deutlich. Eine Szene macht vielleicht deutlich, worum es geht. Wir waren in einem Tagungszentrum, nach europäischen Standards gebaut, gelegen in einer gut bewässerten Lage unterhalb eines Gebirgszuges. Daher gab es auch einen Bananengarten. Bananenstauden wachsen in neun Monaten zur vollen Größe von drei bis vier Metern heran, blühen in dieser Zeit und bringen Frucht, sie tun das nur einmal, sodass immer neue Pflanzen kultiviert werden müssen. Im Garten vor mir geschah das auch: Ein zartes junges Pflänzchen war schon 20 Zentimeter hoch aufgewachsen. Da kam eine kleine dicke Ziege des Wegs, knabberte hier und da, und dann verfrühstückte sie die junge Bananenpflanze mit ein paar

schnellen Bissen.

Zwar schrie die Köchin, die das beobachtete, jagte auch die Ziege schimpfend aus dem Garten, aber: 10 Minuten später war die Ziege wieder da. Ich bekam Wut. Ich hätte mir das, wenn es meine Ziege und meine Bananen gewesen wären, vielleicht zwei drei Mal angesehen, aber dann hätte die Ziege einen Strick um den Hals gehabt und wäre angepflockt gewesen, oder ich hätte einen Zaun gebaut – entweder um die Ziege oder um den Garten! Es ging ja auch anders, wie die Viehställe der Farmer am Kilimanjaro zeigten, wo das Futter zu den (eingesperrten) Tieren gebracht wurde. Aber im großen Maßstab fehlen Spielregeln und Zäune, um die Interessen unterschiedlicher Kulturen klar abzugrenzen. Als wir Massai fragten, warum sie dort unten in der Steppe an ihrem harten Lebensstil festhielten, meinten sie, dass Gott sie eben hier hin gestellt hätte, vor allem aber, weil

sie und ihre Tiere nur so Freiheit hätten, das höchste Gut. Aber wenn meine Freiheit anderen schadet?
Es wurden nicht nur Nahrungsmittel angebaut, wer es sich leisten kann, kultiviert noch zusätzlich „cash-crops“, Produkte, die sich verkaufen lassen. Das ist z.B. Kaffee, der am Kilimanjaro in vielen Gärten unter Bäumen oder Bananenstauden wächst. Manche der Stauden sind über hundert Jahre alt. Einige blühen leuchtend weiß, andere tragen gleichzeitig Früchte (Beeren), 200 Gramm pro Strauch im Jahr. Es gibt auch große Plantagen, die in der Regel aber ausländischen Investoren gehören, und da wird – der besseren technischen Bearbeitung zuliebe – schon mal der Wald komplett abgeholzt.
Wir haben auch eine Blumenfarm besichtigt, betrieben von einem Franzosen, hochmodern, 7 Hektar Rosen unter Glas, künstlich bewässert, intensiv gedüngt und chemisch von Schädlingen befreit. Dazu Kühlhaus und Plasteverpackung und Transport per Flugzeug ins ferne Europa, wo man die Rosen im Zehnerpack z.B. bei LIDL als „fair trade“ kaufen kann. Wir haben gelernt, dass dieses Siegel lediglich bedeutet, dass bestimmte soziale Mindestnormen eingehalten werden, z.B. ein Frauenanteil von mindestens 85 % bei den Beschäftigten und ein monatlicher Mindestlohn von 80 Dollar. Versichert sind die Frauen dabei nicht. Immerhin können „seine“ Frauen, die von dem Lohn allein nicht leben könnten, verbilligt Mais kaufen, den er ebenfalls auf der Farm anbaut.

Technik

Technik war ein Bereich, in dem viel Kreatives geschah. Hier nur ein Beispiel.
Einmal stoppte unser Fahrer Steven das Auto am „Markt“ von Dareda. Wir waren beim „Dorfschmied“. Steven wollte ein Teil an der Motorhaube schweißen lassen, die „ausgeleiert“ war und sich nicht mehr richtig verriegeln ließ. Wenige Worte, ein kurzer Blick, und dann wurde das Elektro-Schweißgerät eingerichtet. Vom Stromnetz entlang der Straße führte ein Abzweig zur Werkstatt, und von dort eine Leitung zum Schweißtransformator. Von da ging ein Kabel hin zu einem Metallgerüst, das auf dem Boden lag (das sah eigentlich mehr wie ein Schrotthaufen aus, Hauptbestandteil war ein eisernes Bettgestell). Zwischen dieser „Erde“ und dem Metallrahmen unseres Autos wurde nun ein Eisenstab eingeklemmt, der eine leitende Verbindung herstellen sollte. Um zu prüfen, ob das funktionierte, wurde durch Berühren mit dem Gegenpol des Schweißgerätes ein Kurzschluss provoziert. Weil aber keine Funken sprühten, wurde der Metallstab kurzerhand an Autorahmen und Bodengitter fest angeschweißt. Nun war noch eine weitere leitende Verbindung nötig, diesmal in Gestalt eines gebogenen Eisenstabes, der einerseits am Autorahmen und andererseits an einem Eisenträger im Motorraum fest angeschweißt wurde. Nun konnte es losgehen: ein Nagel war schnell zur Hand, der das wacklige Teil verstärken sollte, die Funken sprühten … Das Ergebnis war, dass die Motorhaube sich nun gar nicht schließen ließ. Eine Dreiviertelstunde lang wurden weitere Versuche unternommen, Korrekturen mit dem Vorschlaghammer brachten auch nichts. Zwischendurch wurde schnell mal hier und da an anderen Stellen geschweißt und geklopft (es gab viele Risse und Rostlöcher). Aber die Klappe des Motorraumes ging immer noch nicht zu. Ich habe dann verschämt einen Strick aus meinem Rucksack hervorgekramt, den ich aus Deutschland für Notfälle mitgebracht hatte. Letztlich konnte sich Steven damit doch anfreunden, und die Motorhaube wurde für die Heimfahrt erst einmal mit dem Strick festgezurrt.

Kinder und Schule

Ein gutes Überbleibsel aus den „sozialistischen“ Zeiten Nyereres ist ein flächendeckend ausgebautes Bildungssystem. Eigentlich müssten alle Kinder wenigstens die primary school über 7 Jahre absolvieren. Vor einiger Zeit sind Schulgebühren eingeführt worden. Und in Tansania

müssen die Eltern auch für Schulbücher und Schul-Essen und Schuluniform aufkommen. In der Größenordnung handelt es sich um einen Betrag von etwa 5000 Schillingen pro Jahr und Kind. Diese 5 Dollar können manche Eltern aber schlicht nicht aufbringen, sodass sie immer öfter ihre Kinder von der Schule nehmen.
Wer es will und es sich leisten kann, besucht auch noch die secondary school bis zum Abitur (und lernt dort z.B. auch Englisch). Wir haben sehr unterschiedliche Schulen erlebt. Manche waren baulich in einem erbarmungswürdigen Zustand, das Holz der Bänke war gesplittert, manchmal saßen die Schüler auf dem blanken Boden - andere Schulen hatten frisch gestrichene Wände und Blumenrabatten. Die Lehrer sind schlecht bezahlt (sie streikten gerade), und die Klassen sind überfüllt - 70

Schüler in einem Jahrgang sind normal. Unterrichtsmaterialien sind knapp. Mangels gedruckter Zahlentafeln können sich die Schüler z.B. draußen am Schulgebäude an der Wand informieren, wie man einen Kegelschnitt berechnet oder wie das dritte Keplersche Gesetz lautet – ordentlich in großen Tabellen wetterfest angemalt. Beim Blättern in Lehrbüchern wurde deutlich, dass die Lernziele hoch gesteckt werden. Zum einen fragt man sich besorgt, was ein Schüler, der erfolgreich seine Prüfungen bestanden hat, dann damit im konkreten Leben anfangen kann, da die Berufsperspektiven eher düster sind. Und manche Afrikaner meinten auch, dass das Niveau vielleicht doch etwas zu abstrakt sei, gemessen an den wirklichen Anforderungen, die das (Über-)Leben in Tansania stellt. Die Kinder sollten viel mehr Lebenspraktisches erlernen. Schule ist Ganztagsschule. Das bedeutet, dass die Kinder, die in der Nähe wohnen, mittags zu Hause essen. Für die aber, die von weiter her kommen (zu Fuß, bis zu 7 Kilometer weit), muss die Schule auch noch Essen kochen. In einem Fall lagen zwei große Flüsse zwischen der Schule und den Hütten mancher Schüler. In der Trockenzeit ist das kein Problem, aber bei Regen sind die breiten Ströme manchmal für Wochen eine unüberwindliche Barriere.

In der Massai-Steppe

Der Kontrast war unwirklich: Wir kamen aus der – auch jetzt am Ende der Trockenzeit - grünen Hochebene rund um den Mount Meru, der 50 Kilometer westlich des Kilimanjaro steht und auch viereinhalbtausend Meter hoch ist. Üppig wuchernde Vegetation, Wasserbäche am Straßenrand, fruchtbare Gärten. Wir waren nur ein paar Kilometer weit nach Westen gefahren, hinunter ins Tal, und da war Steppe, die „Massai-Steppe“. Gelb-grau-staubig-trist, Dornengestrüpp und kahle Bäume - nach Leben sah es hier überhaupt nicht aus. In dicken Staubwolken trabten Viehherden dahin, ein paar Rinder, ein paar Schafe, ein paar Ziegen. Und immer mit dabei: grellleuchtende Farbtupfer. Massai! Die gab es also nicht nur im Film, die standen hier am Straßenrand! Hochaufragende Gestalten, charakteristische Kopfform, große Schmuckgehänge an den Ohren und um den Hals, in rot-blau-leuchtende Stoffbahnen gehüllt und als Symbol immer einen Hirtenstab in den Händen, so standen sie da, stolz und unnahbar. Wir fuhren zu einem Gottesdienst. Mitten im Dornenstaub stand die bescheidene Kirche, aus der exotische Gesänge herüberwehten – der „Kirchenchor“ übte. Wir erlebten einen langen Gottesdienst in einem kontrastreichen Wechsel zwischen europäisch geprägter ordentlich „absolvierter“ Liturgie und getanzten Liedern der Massai. Zwischendurch wehte ein Staubsturm die Plasteblumen vom Altar und zwang uns, Türen und Fenster zu schließen. Mit dem letzten Lied zogen alle singend aus der Kirche, und draußen spielten erst drei von uns was auf der Posaune, wir sangen mehrstimmig einen Choral, dann tanzten die Massai zum Dank noch einmal. Wir wurden eingeladen zu (starkem, süßem) Tee mit fetter Milch (heiß aus der Thermoskanne). Ich ging noch ein Stück weit in die vermeintliche Wüste hinein – und da standen die ersten Hütten, nicht weit weg eine weitere Gruppe. Die Männer haben ein eigenes „Haus“ für sich allein, rundum stehen dann mehrere Hütten, in denen jeweils eine ihrer Frauen – sie haben in der Regel mehrere – mit ihren Kindern lebt. Rund um die Hütten bewegen sich die jüngeren Tiere, die noch nicht draußen geweidet werden können, und weiter außen steht ein fester Zaun aus Holzstangen und Dornengestrüpp, der wilde Tiere fernhält.
Verrückte Welt: Einige der Massai trugen an den Füßen „Sandalen“, die aus alten Autoreifen gefertigt waren – und 50 Meter weiter stand der Sendemast für´s Handy-Netz, und manche Massai hatten auch eins in der Hand!

Zu Besuch bei Jägern und Sammlern

Die Hadzabe sind das letzte Jäger- und Sammlervolk in Tansania. Derzeit leben noch etwa 800 Stammesangehörige auf einem Gebiet von 1500 Quadratkilometern (etwa 40 x 40 km). Das Buschland ist sehr trocken und von geringer Fruchtbarkeit. Hier konnte sich die altsteinzeitliche Lebensweise der Hadzabe weitgehend erhalten. Sie betreiben keine Landwirtschaft und halten kein Vieh, sondern sammeln Beeren, Wurzeln, Knollen und Honig, und sie erlegen mit Pfeil und Bogen wilde Tiere. Auch die zum Leben notwendigen Dinge wie Pfeil und Bogen, Hausrat und die für die Behausungen benutzten Baumaterialien werden ausschließlich aus Produkten gefertigt, die das natürliche Umfeld liefert. Die Hadzabe leben in Gruppen von höchstens 50 Erwachsenen mit den dazugehörigen Kindern. Es gibt keine Anführer oder Häuptlinge, Frauen und Männer haben jedoch unter-

schiedliche Aufgaben. Während es die Männer sind, die auf die Jagd nach Gazellen, Antilopen, Perlhühnern und Büffeln gehen, pflücken die Frauen Beeren von den Sträuchern, sammeln die Früchte der Affenbrotbäume und graben Wurzeln und Knollen aus. Die Frauen sind zudem zuständig für die Errichtung der Grashütten.
Soweit ein paar Informationen, die ich mir erst nach unserem Besuch angelesen habe.

Mike (siehe unten unter „Hoffnungsträger“) war an diesem Tag unser Guide. Er hatte ein paar Kartons mit Nahrungskonzentrat auf das Dach des Toyota geladen. Nachdem wir die letzte „richtige“ Straße verlassen hatten, quälte sich das Auto noch ein paar Kilometer durch den Busch. Dort loderten vereinzelt Feuer: Brandrodung! Auch mehrere große Vieherden kreuzten unseren Weg. Dann ein Platz mit einigen einfachen „Holzbänken“, zunächst war niemand zu sehen. Aber schon nach zwei Minuten stand ein Junge da, der uns lächelnd aufforderte, mit Pfeil und Bogen zu schießen, die er uns hinhielt. Ich „spielte“ mit, aber mir wurde schnell klar, dass hier vor mir ein Mann stand, ein Jäger, und dass er uns seine wertvollen Jagdwaffen überließ. Wir gingen aber zunächst weiter zu einigen Hütten, die locker unter den Bäumen verstreut waren. Holzstangen, Schilfgras als Wand- und Dachverkleidung. Ein älterer Mann gewährte uns Einlass in seine halbkugelförmige Behausung von etwa zweieinhalb Metern im Durchmesser. Männer wohnen bei diesem Stamm allein. Von innen zeigte sich, dass die geflochtenen Wände ziemlich große Löcher aufwiesen. Der Mann hockte auf seiner Lagerstatt (etwa 1,40 m lang), unter der Decke hingen einige Kleidungsfetzen, neben ihm standen der Jagdbogen und einige Pfeile, da lag eine Kürbiskalebasse für Trinkwasser, dazu eine beschädigte fellbespannte Trommel. So zwischen 10 und 20 Haushaltsgegenstände mögen ihm gehört haben. Die Nachbarhütte war eine für Frau und Kinder. Sie hatte eine verriegelbare Eingangstür – zum Schutz von kleinen Kindern gegen wilde Tiere. Hier war die Lagerstatt, die sich mehrere Bewohner teilen, etwas breiter. Davor räucherte auf dem Fußboden die offene Drei-Stein-Kochstelle, Hühner liefen herum. Auch hier waren nur sehr wenige Gebrauchs- und Besitzgegenstände zu entdecken. Vor den Hütten war ein großer flacher Stein (ziemlich rund, etwa 1,50 Meter). Darauf lagen einige faustgroße kugelförmige Steine und aufgeschlagene Fruchtkörper des Affenbrotbaumes. Wir lernten, dass wir vor einer „Mühle“ standen: Die nussartigen Früchte wurden hier zwischen den Steinen zu Mehl verrieben. In den Bäumen hingen „Bienenstöcke“, hohle Baumstämme, in denen Bienen gehalten werden. Irgendwo zeigte uns Mike auch ein kleines Stück Land, das Ackerfurchen aufwies – hier versuchte er, den Jägern den Ackerbau schmackhaft zu machen. Auf dem „Dorfplatz“ hatten sich inzwischen etwa 20 Frauen und noch mehr Kinder eingefunden (die Männer und größeren Jungen waren zur Jagd unterwegs). Reges Geschnatter. Die Kinder begannen zur Radiomusik aus dem Auto zu tanzen. Wir verteilten die Beutel aus den Nahrungskartons. Dabei ging es sehr diszipliniert zu. Luftballons und Kalender bekamen die Hadzabe auch – ich hatte dabei wie immer kein richtig gutes Gefühl. Da wir uns nicht verständigen konnten – selbst „unsere“ Tansanier verstehen diesen Dialekt nicht -, sangen wir ein deutsches Volkslied. Zum Dank stimmte der älteste Mann einen Gesang an, in den einige ältere Frauen mit schriller Stimme einfielen, und sie führten dazu einen ziemlich bewegten Tanz auf.
Bis heute haben sich die Hadzabe bewusst und konsequent geweigert, ihre Lebensweise umzustellen. Aber es wird immer schwieriger für sie. Jagd und Sammeln ernähren nur einen Menschen pro Quadratkilometer. Nun aber sind nicht nur die jagdbaren Wildtiere verschwunden (notgedrungen werden jetzt auch Affen gegessen), von allen Seiten wandern andere Stämme in das Hadzabe-Gebiet ein, roden den Wald, um Äcker anzulegen, oder sie treiben ihr Vieh durch den Busch. Es geht ums nackte Überleben! Eigentlich haben die Hadzabe nur drei schlechte Möglichkeiten: 1. Sie beharren auf der angestammten Lebensweise – dann werden sie in kurzer Zeit schlicht nichts mehr zu essen finden. Die gespendeten Nahrungsmittelpakte, die Mike ihnen regelmäßig bringt, können das Problem nicht auf Dauer lösen. 2. Der Staat Tansania (oder die Weltgemeinschaft in Gestalt der UNESCO) beschließen, den Hadzabe ein Reservat zu schaffen, wie das auch für die Wildtiere in der Serengeti und anderswo geschieht, die auch nur noch in diesen großen Freiland-Zoos überleben – die Hadzabe quasi zum Beschauen, als Weltkulturerbe … 3. Oder die Hadzabe sind bereit, sich total in die moderne Welt zu integrieren, in wenigen Jahren im Büro zu arbeiten oder Ackerbauern zu sein – ein wohl nicht zu leistender Kraftakt! Ich habe sie noch sehen dürfen, aber ich bin mit sehr gemischten Gefühlen wieder ins Auto gestiegen.

Bei den Goldsuchern

Einen Tag vorher waren wir schon einmal im Gebiet der Hadzabe, da war uns das aber noch nicht bewusst. Der Bischof der Singida-Region hatte uns zunächst in sein Heimatdorf gefahren. Unterwegs erzählte er, dass rechts und links der Fahrtstrecke noch vor wenigen Jahren dichter Wald gestanden hatte, und dass er nachts immer einmal Leoparden begegnet war. In seinem Dorf befindet sich eine Ausbildungsstätte für Kindergärtnerinnen. Das Wohnheim war gerade neu errichtet worden. Die jungen Frauen leben in 4- bis 6-Bett-Zimmern, schmale Doppelstockbetten, jede hat einen Nachttisch und eine verschließbare Holzkiste (80 x 40 x 15 cm) als Aufbewahrungsort für die gesamte persönliche Habe.
Dann fuhren wir weiter – er müsse uns etwas Interessantes und Beunruhigendes zeigen (er selbst war auch noch nie dort gewesen). Ein zweites Fahrzeug mit ortskundi-

gen Führern (Wege gab es nun nicht mehr) lotste uns über Stock und Stein vielleicht zehn Kilometer weit in den Busch. Die Farbe des Erdbodens wandelte sich von tiefschwarz (nährstoff- und humusreich) über rot zu sandigem unfruchtbarem Grau-Gelb. Wir querten einen Fluss durch eine Furt, dort tranken Rinder und Ziegen, daneben schöpften Frauen Wasser, um es nach Hause zu tragen (und man erklärte uns: dort hinein flossen weiter oben auch die chemisch belasteten Abwässer der Goldgräber-Siedlung, die wir noch sehen sollten). Wir kamen an speziellen Gesteinsformationen vorbei, dunklen Steinspitzen, die steil aus dem Boden ragten. „Signs of god“ (Gottes-Zeichen) werden sie genannt, weil ihr Hervortreten den Geologen anzeigt, dass es hier lohnen könnte, nach Gold zu graben. Hinter einer Biegung tauchten plötzlich Hütten auf, schief und krumm, schnell errichtet, aus allem, was gerade verfügbar war, Holzstangen und Bretter und Stroh und Sonnenblumenstängel und Plasteplanen. In wenigen Monaten war hier eine Kleinstadt entstanden, mit „Saloons“ und „Hotels“ (das stand wirklich auf Schildern), Gedränge auf der „Hauptstraße“, Männer in den Kneipen, auch Frauen und Kinder liefen herum, alles etwas gespenstisch, wie in einem hundert Jahre alten Film. Wir fuhren weiter auf den gegenüberliegenden Hügel und sahen uns um. Hier war die ganze Landschaft umgegraben worden. Es gab flache Löcher von Probeschürfungen, weggeworfenes Gestein auf Halden. Dort standen Männer, die das Geröll noch einmal mit großen Schürfmulden in die Luft warfen, in der Hoffnung, dass der Wind den Dreck wegtrug und das schwerere goldhaltige Gestein in der Nähe zu Boden fiel. Ein Dieselmotor dröhnte und versorgte den einzigen Presslufthammer mit Druckluft. An einigen Stellen waren in Handarbeit tiefere Löcher (Schächte) in das feste Gestein getrieben worden. Es hat etwa vier Monate gedauert, um 15 Meter nach unten zu kommen. Darüber befanden sich quietschende Seilwinden, mit denen die Männer nach unten und das Gestein nach oben befördert werden konnten. Wir hatten zunächst ziemlich fröhlich fotografiert und gar nicht bemerkt, dass nun von allen Seiten Goldgräber heranströmten, 14-jährige Jungen und 60-jährige Männer, zu Dutzenden, staubverkrustet und mit finsterem Blick. Erst einmal schnell: Fotoapparate weg. Der Menschen-Ring schloss sich immer enger, und wir wurden in eine Hütte gedrängt. Das war, wie wir später erfuhren, das „Office“. Einer, der offensichtlich der Anführer war, fragte uns auf Englisch, was wir hier zu suchen hätten. Zum Glück lag – wie in jedem „Büro“ überall in Tansania – auch hier ein Gästebuch auf dem Tisch. Einer von uns fing an, sich einzutragen. Dieser Akt verbesserte die Stimmung etwas. Uns wurde erklärt, dass Ende Mai des Jahres 2008 hier die ersten 23 Männer angefangen hatten, nach Gold zu suchen. Diese Gründergruppe betrachtete sich als Besitzer und Betreiber des Unternehmens. Uns wurden sie – soweit anwesend – als „Direktoren“ vorgestellt, mit Handschlag reihum. Inzwischen arbeiten auf der Goldmine etwa eintausend Menschen ständig, und weitere tausend sind immer nur für einige Tagen und Wochen da und verschwinden, weil es nicht genug zu holen gibt oder sie den harten Bedingungen nicht standhalten. Wenn ich recht verstanden habe, beträgt die „Ausbeute“ an Gold (für alle zusammen) in der Woche (oder sogar in einem Monat!?) 2 Kilogramm – da Gold sehr schwer ist, kann man sich eine Kugel von der Größe einer Apfelsine vorstellen. Langsam wurden wir miteinander „warm“, und dann bekamen wir sogar eine richtige „Betriebsführung“. Der Boss war, so erzählte er mir, früher Lehrer gewesen, und da ich sagte, dass ich auch so etwas Ähnliches sei, war ich sein Freund. Das goldhöffige Gestein wird in Kugelmühlen zu Staub zerkleinert. Dieser wird mit Wasser aufgeschlämmt und läuft eine schiefe Ebene hinunter, die mit Kartoffelsäcken belegt ist. Tatsächlich haben wir einige Goldstäubchen gesehen, die dort hängen blieben. Der Schlamm, der unten ankommt, wird in Eimern erneut mit Wasser aufgerührt, und man hofft, dass sich dann unten am Boden weiteres Gold findet. Eine dritte Methode bestand darin, den goldhaltigen Staub mit Quecksilber durchzukneten. Dabei müsste das Gold im Quecksilber physikalisch gelöst und angereichert werden. Ich hatte befürchtet, dass man nun das Quecksilber verdampft (eine höchst giftige Angelegenheit) und das Gold übrig bleibt. Das wurde uns nicht vorgeführt, sondern man zeigte uns stolz, wie man das Amalgam durch feinen Stoff presste in der (wohl trügerischen) Hoffnung, das Gold bleibe im Säckchen hängen … Es gab weitere staunenswerte technische Kreationen. Ich fragte den „Häuptling“ gegen Ende unseres Besuches, wo wir hier eigentlich seien. Achselzucken, Beratung mit anderen „Direktoren“, und dann schrieb er in mein Notizbuch als Ortsnamen „Mpambaa“ – vielleicht habe ich Pate gestanden bei der Benennung! Noch ein Gruppenfoto, Adressenaustausch, und dann war ich froh, heil wieder wegzukommen – ich hatte zwischendurch richtig Angst gehabt.

Kirche in Tansania

In Tansania kommen nicht nur die 120 verschiedenen Stämme miteinander klar, auch die Religionen tolerieren einander. Und so plärrte in den Städten um 5 Uhr in der Frühe der Gesang des Muezzins das erste Mal per Lautsprecher von der Moschee her, um 6 Uhr läuteten die Kirchenglocken, und am Straßenrand sahen wir das eine Mal einen Sikh-Tempel und ein andermal einen hinduistischen Tempel. Geschätzte 35 % der Bevölkerung sind Muslime, fast 40 % gehören christlichen Kirchen an (vor allem Katholiken). Unsere christlichen Gesprächspartner sagten mehrfach, dass sie wissen, dass ihre Mitglieder „tagsüber beten, und nachts gehen sie den alten afrikanischen Kulten nach“. Der stellvertretende lutherische Bischof in Singida erzählte uns, dass er früher Muslim war. Das Zusammenleben von Christen und Muslimen gelingt bisher offenkundig ganz gut, bis hin zu gemeinsamen Projekten, z.B. im Kampf gegen AIDS. Manche Gefahren wurden auch benannt, die vor allem durch das Wirken von „Extremisten“ hervorgerufen werden – in diesem Zusammenhang wurden sowohl aggressiv missionierende christliche Kirchen aus den USA erwähnt wie auch fundamentalistische Muslime, die Zulauf hätten

(auf einer Hauptstraße in Singida hing ein großes farbiges Gemälde, auf dem Osama bin Laden zu sehen war). Als unser afrikanischer Fahrer Benjamin uns 400 Kilometer weit durch das tansanische Buschland kutschierte, war er sichtlich nervös. Er hatte hinter der Windschutzscheibe ein großes Holzkreuz aufgestellt – von außen nicht zu übersehen. Das hatte eine Schutzfunktion und sollte etwa signalisieren: „Hier reisen gute Christen.“; und als magisches Zeichen konnte es ohnehin nicht schaden. Hundert Kilometer vor dem Reiseziel begegnete uns am Straßenrand eine Gruppe von muslimischen Männern, kenntlich an der Kopfbedeckung. An dieser Stelle verschwand das Kreuz blitzschnell im Handschuhfach. Als ich fragte, meinte Benjamin, dass ab hier die Bevölkerung fast durchweg muslimisch sei, und da könnte ein Kreuz eher schaden.

Wir haben ganz unterschiedliche Kirchen gesehen. Der schlichteste Versammlungsort war eine sogenannte „Baumkirche“ in einer armen Massai-Siedlung. Ein Baum, an einer Astverzweigung angenagelt ein metergroßes einfaches Holzkreuz, am Nachbarbaum eine rostige Eisenfelge von einem LKW, die mit einem Eisenrohr „geläutet“ wird, davor der Versammlungsplatz - so einfach kann Kirche aussehen.
Andere Kirchen waren Baracken, ein paar Holzbänke, Altar mit farbigen Plaste-Blumen, alles sehr schlicht. In den Städten waren die Kirchen teilweise richtige Kirchen, wie zu Hause. Sie waren in gutem baulichem Zustand und sie waren geschmückt (farbenfrohe Wandbemalung, mehrere große Uhren an den Wänden, farbige Stoffwimpel, gestickte Decken, liturgisches Weiß-Grün). Zu den Gottesdiensten waren sie mit einigen hundert Menschen immer gut gefüllt. In der Regel fanden sonntags zwei oder manchmal auch drei Gottesdienste nacheinander statt. Es herrschte eine klare Trennung der Geschlechter: im linken Teil des Kirchenschiffs saßen die Männer, auf der anderen Seite des Mittelganges Frauen und Kinder. Sie saßen sehr geduldig. Denn ein Gottesdienst in Tansania dauert immer zwei bis drei Stunden. Dazu trägt eine sehr ausführliche Liturgie bei. Aber auch die Abkündigungen ziehen sich hin: Über 20 Minuten und mehr (gestoppte, nicht gefühlte Zeit) liest ein Kirchvorsteher 18 Tagesordnungspunkte vor (die Zahl ist ebenfalls echt), von denen einer z.B. der Haushaltsplan der Kirchgemeinde ist, mit entsprechend vielen Unterpunkten natürlich. Zwischendurch wird viel gesungen. Selten haben wir echte afrikanische Klänge gehört, meist sangen wir Lieder auf deutsche Melodien (Weihnachtslieder und ähnliches, was die deutschen Missionare vor hundert Jahren mitgebracht haben), die Texte in Kisuaheli, aber das Tempo der Lieder war noch einmal auf die Hälfte heruntergesetzt, sehr getragen eben. Ich hätte mehr Leben, afrikanisches Temperament, Spontaneität erwartet – die Afrikaner saßen ihren Gottesdienst sehr geduldig ab. Zwischendurch wurden zwei Kollekten gesammelt. Teils als Dankopfer für diesen Gottesdienst, teils aber war es auch ein Teil des Kirchgeldes, das die Mitglieder im Laufe des Jahres zahlen müssen. Da ein Tansanier nie genug Geld hat, um solche Pflichten durch eine Einmalzahlung zu erledigen, tut er es in „kleiner Münze“ von Gottesdienst zu Gottesdienst. Die Münzen werden in einem Briefumschlag - mit Namen versehen – in die Sammelbüchse gegeben, und später beim Nachzählen ordentlich in ein Buch eingetragen. Manche Leute legten auch Kekspackungen oder Hühnereier in den Kol-

lekten-Korb. Beim letzten Lied kam Bewegung in den Gottesdienst. Alle standen auf und zogen singend aus der Kirche. Draußen blieben alle in einem großen Kreis auf dem Vorplatz stehen. Hier lüftete sich das Geheimnis der Hühnereier. Zum tansanischen Gottesdienst gehört immer eine Versteigerung, die praktisch eine dritte Kollektensammlung darstellt. Wer nämlich kein Bargeld hat, bringt als Spende Naturalien mit. Die werden dann nach dem Gottesdienst an die Besucher versteigert, und der Erlös wird dem Spender gutgeschrieben. Und so hält dann der eine Kirchvorsteher ein lebendes Huhn hoch, der nächste preist Zuckerrohrstangen aus, es gibt Milch und Joghurt in Flaschen und in Kanistern, auch Sonnenblumenöl, Eier, Tomaten, Paprika – und natürlich Bananen-Bündel, grüne und gelbe. Erst wenn alles einen Besitzer gefunden hat, treten die Besucher den Heimweg an.
Die Kirchen in Tansania verstehen die sozialen und ökologischen Probleme ihres Landes als wichtige Aufgaben. Sie betreiben eigene Gesundheitsprojekte (Krankenhäuser, ambulante medizinische Versorgung). Soziale Projekte werden initiiert (Unterstützung und Förderung von Frauen, z.B. Nähkurse oder Unterweisung im Gartenbau). Kirche ist ein ganz wichtiger Ort für Bildung und Aufklärung, sie betreibt in eigener Trägerschaft Kindergärten und Schulen. Auch eine eigene Ausbildungseinrichtung für Lehrerinnen wurde geschaffen. Herausgefordert durch die rasch fortschreitende Umweltzerstörung im eigenen Lande, die durch den globalen Klimawandel noch verstärkt wird, sind in den letzten Jahren viele Aktivitäten zur „Bewahrung der Schöpfung“ gestar-

tet worden. Ein Pfarrer fasste das bei einem Seminar so zusammen: „Wir haben auch bei uns Probleme. Wir können nicht warten, bis anderswo, bei denen in Europa, etwas geschieht, wir müssen unsere eigenen Probleme hier und jetzt angehen. Noch ist es nicht zu spät, etwas zu tun, um die Schäden zu mindern. Umweltschutz ist ein Gebot von Gott.“ Und in der praktischen Konsequenz heißt das z.B., dass jeder Junge und jedes Mädchen, die im nächsten Jahr konfirmiert werden möchten, bis dahin mindestens 10 Bäume gepflanzt haben müssen (und auch dafür verantwortlich sind, dass diese die nächsten Jahre überstehen). Die Kirchgemeinde betreibt eine kleine Baumschule, in der die Setzlinge heranwachsen (der Kauf von Bäumchen in einer kommerziellen Gärtnerei kostet 200 Schillinge = 15 Eurocent pro Baum, was für die meisten Menschen unerschwinglich ist). Kirchen wollen Vorbild sein, auch weil ihre Stimme und ihr Handeln in der Öffentlichkeit deutlich wahrgenommen werden. Wir waren dabei, als sich in einem von der Ortskirche organisierten Seminar etwa 50 Menschen zusammenfanden, Lehrer und Schüler, Staatsangestellte und Hausfrauen, Landwirte und Techniker, Pfarrer und Nichtchristen, um sich über den Ernst der Lage auszutauschen, gemeinsam nach Lösungsmöglichkeiten zu suchen und die nächsten konkreten Schritte zu vereinbaren. Ein Teilnehmer meinte, als die Rede wieder einmal auf das fehlende Geld kam, trotzig und selbstbewusst: „Ich bin nicht arm, ich habe Wissen, ich kann denken, ich kann selbst etwas tun – das hängt nicht zuerst vom Geld ab; ich nutze mein Gehirn und mein Gebet.“

In Dareda besichtigten wir ein Landwirtschaftsprojekt, das Anfang der 1990er Jahre mit Unterstützung von „Brot für die Welt“ eingerichtet wurde. Dort werden Farmer in einem Crash-Kurs zwei Wochen lang „trainiert“, lernen etwas über Wasser-„Sammeln“ und Teichwirtschaft (mit Fischzucht), Kleintierhaltung (Enten und Kaninchen für die eigene Weiterzucht können sie anschließend mit nach Hause nehmen – meine „Lieblingsfeinde“, die Ziegen, zum Glück nicht, diese Tiere sind zu teuer). Sie lernen integrierten Ackerbau kennen, bauen Gemüse an. Wenn sie nach Hause gehen, geht die Ausbildung noch eine Weile als „Fernstudium“ weiter, und es wird erwartet, dass die Teilnehmer später selbst als „Lehrer“ tätig sind, ihre Erfahrungen weiter vermitteln. Es gibt in diesem Projekt auch eine Biogasanlage. Dort werden die Fäkalien von drei Rindern verwertet. Das Gas geht, so sagte man uns, zum Kochen in die Küche. Aha, das sehen wir uns mal an … Die Frauen in der Küche wussten davon nichts. Der Gaskocher war zwar vorhanden, er funktionierte auch – aber die Frauen kochten doch lieber so wie immer auf dem gefegten Boden vor dem Küchengebäude auf zwei Drei-Steine-Kochstellen mit Holz. In Moshi hat die dortige lutherische Kirche eine eigene kleine Hausbank gegründet, bei der z.B. Kleinstkredite für Kirchgemeinden oder Farmer vergeben werden.

Die deutschen Missionare, die seit 1893 in der Region gearbeitet haben, werden bis heute als „unsere Väter“ verehrt, wir wurden an gepflegte Gräber geführt, und überall entdeckten wir vergilbte alte Fotos.

Hoffnungsträger

Immer wieder haben wir in Tansania Menschen getroffen, die in der schwierigen Lage nicht gefangen sind oder resignieren, sondern etwas tun.

Wir machten eine Exkursion in ein idyllisches Tal, in dem der ursprüngliche Tropenwald noch weitgehend erhalten

ist, ein Wasserfall stürzt zwischen mächtigen Baumriesen zu Tal. Es gibt eine örtliche Umweltgruppe (Name: „Mitleid mit der Umwelt“), die in eigener Initiative diesen Lebensraum unter Schutz gestellt hat und bewahren möchte. Ein Lehrpfad wurde angelegt, vor allem aber ist es wichtig, den Bewohnern der unmittelbar angrenzenden Siedlungen deutlich zu machen, welches Kleinod sie hier haben, und es nicht durch Abholzung und Viehtrieb zu gefährden.

Wir trafen Nkya, Kirchvorsteher, er hatte vor Zeiten in Odessa in der Sowjetunion Ökonomie studiert, und jetzt stellte er sich uns als „Koordinator“ vor. Er hatte einen „Workshop“ zum Thema „Umweltzerstörung - und wir?“ organisiert, und wir waren neugierig. Einige Dutzend Menschen strömten zusammen. Dann saßen wir in der Dorf-Kirche, 40 Tansanier auf der einen Seite, fünf Deutsche (und Übersetzer) auf der anderen. Schon vorbereitet waren Poster mit Fragen, Programmpunkten usw. - vorn an einer Tafel angepinnt. Systematisch, geordnet, diszipliniert – Begriffe, die wir eigentlich als Deutsche meinten gepachtet zu haben – das erlebten wir in beeindruckender Weise. Unser „Koordinator“ koordinierte souverän. Anwesend waren Vertreter aus neun Kirchgemeinden (daraus drei Pfarrer und eine Pfarrerin sowie weitere Kirchvorsteher), Lehrerinnen, Vertreter von Umweltgruppen, Wald- und Landwirtschaftsexperten - und sogar einige Schüler. Es wurde die ganze Zeit über (insgesamt sechs Stunden lang mit knappen Pausen dazwischen) konzentriert gearbeitet, informiert und diskutiert. Dabei kamen auch Frauen und Schüler ganz selbstverständlich zu Wort. Im Mittelpunkt standen die Auswirkungen menschlicher Tätigkeit auf die Umwelt. Das Seminar begann mit einer Betrachtung zum zweiten Kapitel der Bibel über den Auftrag Gottes an den Menschen, den Garten, in den er gesetzt ist, als gute Schöpfung zu hüten und zu schützen. Schon hier wurde deutlich betont, dass das eine wichtige Aufgabe ist, die jetzt angegangen werden muss, und eine Aufgabe ganz besonders auch für die Kirchgemeinden. Der Mensch

soll als Gottes Ebenbild sorgsam Herrschaft ausüben, und unsere Aufgabe sollte es nach diesem Tag sein, diese Botschaft als „Umwelt-Missionare“ weiter zu verbreiten.
Dann gingen wir gemeinsam an die Abarbeitung der klar strukturierten und umfangreichen Tagesordnung. Eine Protokollantin wurde ernannt; die Ergebnisse der Tagung werden später in einem Reader den Teilnehmern und anderen Interessenten zugänglich gemacht. Auch ein „Zeitnehmer“ wurde eingesetzt: Bei der Gefahr von Verzögerungen im straffen Zeitregime gab er mahnende Klopfzeichen.
Schnell ging es um die konkreten Erfahrungen und Probleme in der Region hier unterhalb des Kilimanjaro. Schwerpunkte waren die Auswirkungen von Abholzungen (großer Bäume) und die Vernichtung von Busch- und Grasland durch die Gewinnung von Tierfutter bzw. übermäßige Abweidung. Die ohnehin nur dünne Schicht fruchtbaren Bodens in den Tropen verarmt immer mehr an Nährstoffen, weil die Erntereste (Blätter und Stämme von Bananenstauden, Maisstängel, Gras) als Futter verwendet werden und dem Boden nicht mehr zur Humusbildung zur Verfügung stehen, und er ist der Vertrocknung und Erosion ausgesetzt, weil bodendeckende Zwischenfrüchte zu selten angebaut werden. Auch der Einsatz von organischem Dünger, z.B. von den Kühen, die jede Familie besitzt, ist nicht allgemein üblich. Monokulturen bringen weitere Gefahren (es wird viel Kaffee angebaut, weil der bis vor einigen Jahren gute Erlöse brachte; nährstoffzehrender Mais war noch vor wenigen Jahren unbekannt und ist heute allgegenwärtig; Bananen werden als ein Grundnahrungsmittel überall kultiviert). Die hohen Bäume werden in dramatischem Ausmaß abgeholzt, inzwischen auch an steilen Hängen und an Flussläufen. Sie dienen direkt oder als Holzkohle der Verbrennung in den Haushalten (Kochstellen aus drei Steinen mit Topf darauf – die Frage nach effektiveren Ofenstellen kam auf, erfuhr aber keine Antwort). Ein Mann sagte, dass er, um seinem Sohn den Schulbesuch finanzieren zu können, keine andere Wahl habe, als dafür einen Baum zu schlagen und das Holz zu verkaufen. Ein Sonderproblem stellt sehr offensichtlich die Konkurrenz zwischen sesshaften Ackerbauern (im Wald) und den Nomaden dar, den Massai mit ihren Herden („die fressen unsere Felder kahl, und kein Gesetz hindert sie daran“).
Was ist zu tun? Immer wieder wurde deutlich, wie wichtig Bildung ist, zu verstehen als Aufklärung über z.T. elementare Zusammenhänge. Unwissenheit ist wohl ein Riesenproblem, manchmal fehlen auch Gesetze – oder sie werden nicht konsequent angewandt. Und wir wurden an etwas erinnert, das wir auch von zu Hause kannten: Die Menschen sind träge (auch hier), in alten Traditionen und Gewohnheiten verhaftet, sie wollen ihre Lebensweise nicht ändern. Aber damit wollten sich die Teilnehmer nicht zufriedengeben: „Die Zerstörung der Umwelt ist in den meisten anderen Ländern durch die Industrialisierung verursacht. Aber: Wir können nicht warten, bis sich dort (anderswo, bei denen in Europa) etwas verändert, wir müssen unsere eigenen Probleme hier und jetzt angehen. Noch ist es nicht zu spät, etwas zu tun, die Schäden zu mindern. Umweltschutz ist ein Gebot von Gott!“ Es werden immer wieder die Problem-Fälle eingebracht, die das Leben der Leute hier im Alltag beschwert, und gemeinsam wird nach Lösungen gesucht. Dann wird zusammengefasst, und immer wieder wird laut gefragt: Haben wir die Kraft? Und alle schwören sich ein: mit einem lauten **JA**!
Wir „Touristen“ waren staunende Zuhörer, und es war ein richtig produktiver und lehrreicher Stress.

Ein andermal lernten wir Mike kennen, einen massigen Afrikaner im besten Mannesalter, so ein richtiger Häuptlingstyp, drei Handys in der Brusttasche (für jedes Netz eines). Zunächst eine Zufallsbegegnung beim Mittagessen, aber er kam ziemlich schnell offensiv auf uns zu. Mike ist eigentlich Tierarzt, seine Familie lebt in der Großstadt. Aber vor einigen Jahren besuchte er wieder einmal sein Heimatdorf, und er stellte betroffen fest, dass die Hälfte seiner Klassenkameraden nicht mehr lebten (verunreinigtes Wasser, Aids). Seitdem versucht er, etwas zu tun gegen soziale Not und Umweltzerstörung. Er arbeitet formell für eine private Entwicklungshilfeorganisation in den USA, für die er Projekte vor Ort organisiert. Inwieweit diese "Fernsteuerung" aus Amerika das Bild verzerrt, war für mich anfangs nicht klar erkennbar. Immerhin sagte der Bischof von Singida, der ihn und seine Arbeit kannte, dass er wohl erfreulich autonom arbeiten könne und insgesamt recht erfolgreich tätig sei: „Was die anfangen, bringen sie auch zu Ende.“ Mike hatte einen überzeugenden Ansatz für seine Arbeit und er konnte uns Interessantes zeigen. Er war der erste Junge aus seinem Dorf gewesen, der die „Secondary School“ (bis zum Abitur) absolvieren durfte, studierte dann. Nun aber war er in „sein“ Dorf zurückgekehrt. Dort redete er zunächst mit den Ältesten: Was sind die Fragen, die Euch am meisten bedrängen? Es ging an erster Stelle um die Versorgung mit trinkbarem Wasser (bisher gab es viele Erkrankungs- und Todes-Fälle durch Keime), dann um bessere Bildungschancen für die Kinder und an dritter Stelle wurden Verbesserungen in der Versorgung mit und der Produktion von landwirtschaftlichen Produkten benannt. Und das wurden – in der Reihenfolge, die den Leuten hier vor Ort wichtig war! - die Prioritäten für ein Entwicklungs-Programm. An 58 Stellen wurde in der Region nach Wasser gebohrt, eine (staatlich verwaltete) Sekundarschule wurde gegründet und durch die Hilfsorganisation mit Materialien unterstützt, den Farmern wurde dürreresistentes Saatgut zur Verfügung gestellt und sie wurden geschult, um neue Methoden des Gemüseanbaus und der Tierhaltung kennenzulernen. Für die bessere medizinische Versorgung wurde ein "Portable Doc" eingerichtet: Der Arzt kommt zu den Leuten, sie müssen nicht mehr zum Krankenhaus in die weit entfernte Stadt gehen, Kinder und schwangere Frauen werden geimpft (Tbc, Windpocken, Masern). Mike legte viel Wert darauf, dass wir von seinen Projekten nicht nur (theoretisch) etwas hörten, sondern dass wir uns das auch ansahen, er wollte Kritik hören (natürlich auch Lob) und was lernen. Und so wurde ein paar Tage später die Route einer ohnehin geplanten Exkursion so verändert, dass wir auch „sein“ Dorf kennenlernten. Wir hatten ja schon einige Schulen besichtigt, hier fiel auf, dass rund um die Gebäude überall Bäume wuchsen. Eine „Spielregel“ besagt nämlich, dass jeder Schüler in jedem Jahr einen Baum pflanzen muss – hier an der Schule oder zu Hause. Er muss den Baum auch weiter pflegen (so eine Art Patenschaft), und für den

Baum, der am Ende des Jahres am besten aussieht, hat Mike einen Preis ausgelobt. Gleich nebenan befand sich eine kleine „Baumschule“, durch einen festen Zaun vor gefräßigen Ziegen geschützt, in der Setzlinge für die nächsten Pflanzaktionen heranwachsen (Mike verschenkt auch kleine Bäumchen an die Dorfbewohner). Es gab ein großes Gartengelände. Hier konnten die Schüler praktisch erleben und erproben, dass auch in der Trockenzeit Tomaten und Spinat üppig wachsen und reichen Ertrag bringen können, dank sinnreicher künstlicher Bewässerung (z.B. über Tropfschläuche). Dreihundert Meter entfernt stand ein kleines Häuschen, in dem sich die Wasserpumpe befand. Angetrieben wird die Pumpe durch ein kleines Windrad und einige Solarzellen auf dem Dach des Gebäudes. Das Wasser wird durch dosierte Zugabe von Chlor gleich noch keimfrei gemacht, ehe es zur Wasserversorgung für Schule und Garten zur Verfügung steht. In weiteren Projekten lernen die Schüler etwas über Tierhaltung. Es gibt Ziegen, aber die laufen hier nicht im Freien herum, sondern werden im Stall gehalten und dort von den Schülern gefüttert. Eine Ziege gibt bis zu 4 Liter Milch am Tag, wovon eine Familie gut leben kann. Der größte „Renner“, so berichtete Mike, sei aber der „Kaninchenverleih“ geworden: Die Schüler halten Kaninchen. Diese Tiere waren in Tansania bisher kaum als Haustiere bekannt. Familien im Dorf bekamen kostenlos zwei geschenkt, ein Männchen und ein Weibchen. Die Vermehrung funktioniert bei Kaninchen ja sehr gut, und es wurde nur erwartet, dass nach einem Jahr zwei Tiere an die Schule zurückgegeben wurden, um diese dann erneut auszuleihen …
Mike hatte auch ein Projekt in der Stadt Singida. Hier soll für zunächst 250, später 500 (von etwa 700) Straßenkindern in der Stadt – meist Aids-Waisen - die Essensversorgung organisiert werden. Mittagessen findet für Schul-Kinder in der zweistündigen Mittagspause statt, und in der Stadt gehen sie dazu nach Hause. Die Straßenkinder können zwar in der Regel bei Verwandten schlafen, aber das Essen können diese nicht bezahlen. Für diese Kinder wurde jetzt ein Extra-Gebäude für die Schulspeisung errichtet – und es war gerade fertiggestellt, gekocht wurde schon. Unter dem Gebäude befindet sich ein großer Tank (15 x 10 x 3 Meter), in dem in der Regenzeit Regenwasser vom Dach über Dachrinnen gesammelt wird; in den 9 Monaten der Trockenzeit kommt Wasser aus dem Netz der Stadt, das aber nicht ausreicht. Durch den Strom aus Solarzellen wird Salzlösung elektrolysiert, und das Chlor dient zur Desinfektion des Wassers, das dann Trinkwasserqualität haben soll. In einem Lager besichtigten wir Riesenstapel von Kartons mit Nahrungskonzentrat (Getreideprodukte, Vitamine, Mineralstoffe usw.). Die Nahrungsspenden kommen aus den USA. Ein Karton enthält etwa 20 Tüten, und eine Tüte reicht jeweils für sechs Kinder für eine Mahlzeit. Sie werden mit Wasser angerührt und auf zwei Herdstellen zubereitet, die für tansanische Verhältnisse sehr fortschrittlich sind: Stahlkessel, mit Lehm ausgemauert (viel energieeffizienter als die üblichen Drei-Stein-Kochstellen), holzkohlegeheizt und mit Rauchgasabführung über einen Schornstein. In Zukunft soll die Nahrung vielleicht auch in Tansania hergestellt werden (zur Zeit ist das wegen der hygienischen Anforderungen schwierig). Es gab (wenige) ordentliche Toiletten, viele Wasserhähne für die Kinder - hoffentlich funktioniert das alles in einigen Jahren noch so, wies gedacht ist …
Ein paar Kinder des Kindergartens – der auch zum Projekt gehört - sangen (nicht nur für uns) "Gott segne Tansania"!

Auf Safari

Ein bisschen Klischee-Tourismus haben wir auch erlebt. Wir waren im Ngorongroro-Krater am Rande der Serengeti: Eine wahrlich „schöne runde Sache“!
Vor einigen Millionen Jahren hat hier in Ostafrika ein gigantischer Vulkan Lava gespuckt, und als das Spektakel zu Ende war, stürzte der gewaltige Krater ein. Zurück blieb ein fast kreisrunder Wall, den 600 Meter hohe steile bewaldete Wände bilden, und der etwa 20 Kilometer Durchmesser hat. Ein (fast) abgeschlossener Lebensraum, dort unten gibt es Seen mit Süßwasser und Salzwasser, weite hügelige Graslandschaften, kleine Wäldchen, Buschgruppen und auch einen richtigen Tropenwald mit hohen Bäumen. Ein kleines Paradies. Und dort leben (außer Giraffen) praktisch alle Tiere, die man mit „AFRIKA“ assoziiert, in einer ausbalancierten Lebensgemeinschaft.
Wir mieteten ein Auto mit aufklappbarem Dach, fuhren durch feinen roten Staub erst einmal von außen zum Kraterrand hoch (600 Meter Höhenunterschied steil bergan, das ist so, als ob ich auf 2 Kilometern Luftlinie von meinem heimatlichen Schönberg auf den Erzgebirgskamm hinauf möchte), dann kopfüber auf der anderen Seite in den Kessel hinunter. Dann kamen fünf Stunden „Augen-Weide“::: Zebras - sie guckten nicht zu uns, sondern fixierten die Steppe (weil dort Löwen-Köpfe sichtbar waren), zwei Geparden streunten quer durchs Gelände, Hyänen ärgerten Kronenkraniche, Gnus schritten im Gänsemarsch über den Fahrweg, im hohen Steppengras brütete ein Adler, auf dem Kopf eines Nilpferdes balancierte graziös ein Reiher, Pelikane fischten im Rudel, an einer Stelle stauten sich die Besucherfahrzeuge: eine Löwin saß oben im Baum (!), eine zweite döste unten an seinem Stamm, wir erlebten eine ganze Straußenhochzeit mit beeindruckendem „Vorspiel“ und „Wiege-Akt“, ein alter Löwen-Mann räkelte sich 10 Meter neben der Straße in der Sonne, gierige Milane rissen den arglosen Touristen die Lunch-Brote aus der Hand, Elefanten stapften zur Tränke, Affen streunten durch den Urwald, und Flamingos setzten im Salzsee farbige Tupfer. Ein wirklich traumhaftes Erlebnis, Sonnenstich inklusive. Bei der Rückfahrt machten wir oben am Kraterrand kurz Halt an einem Gedenkstein: der berühmte Professor (Bernhard) Grzimek hat hier seine Asche verstreuen lassen, sein Sohn Michael ist bei einem Flug hier am Krater ums Leben gekommen.
Und die **Blumen und Blüten** in Afrika lassen sich ohnehin nicht in Worte fassen.
Alles Schöne und Duftende und Blühende, was bei uns zu Hause mühsam im Zimmer auf dem Fensterbrett kultiviert wird – all das blüht hier und da und dort, im Freien; nur sind die Pflanzen in der Regel viel größer.

Nachdenklichkeit und schlechtes Gewissen waren auf der Reise auch immer dabei. Irgendwann habe ich ein nächtliches Zwischenfazit in meinen Notizblock gekritzelt:

War das wirklich nötig, dass wir zu zehnt, mit dem Flugzeug, mit bunten Kalendern und Bonbons nach Tansania fliegen mussten, um uns persönlich von dem Elend hier zu überzeugen, wobei doch unser Problem lediglich darin besteht, dass wir das Elend nicht richtig fotografisch dokumentieren können …? Ein schlimmer Kontrast: Ich sitze hier, trinke gekühltes Bier, werde dann noch einmal duschen, und 20 km entfernt leben Menschen in undichten Hütten, in totaler Dunkelheit, die Wasser ausreichend nur zur Regenzeit haben und die meiste Zeit auf der Suche nach Wasser und Brennholz unterwegs sind, um zu überleben …

Australien 2009

(Auszug aus meinem Jahresbrief)

In diesem Sommer haben wir uns nun doch noch einen kleinen, verrückten Traum erfüllt. Nach **Australien** sollte es gehen, in jenes unbekannte Südland, das da irgendwo direkt unter uns liegt (wenn man schon mal in die Richtung zeigen will) – da merkt man, dass alles aufgeklärte Wissen, dass die Erde eine Kugel ist und dass es „oben und unten“ nicht gibt (warum heißt es dann aber „down under“?), dass man das alles wissen, sich aber doch schwer vorstellen kann …

Wir haben aber der Naturwissenschaft vertraut und eine Reise geplant. Ein wichtiges Ziel würde Tante Erica sein mit ihrer Familie. Mein Großvater und ihr Vater waren richtige Cousins, und so gab es lockere verwandtschaftliche Beziehungen. Das letzte Mal hatte sie meinen Vater während des 2. Weltkrieges in Wien getroffen. Dann war sie mit ihrem britisch-deutschen Mann 1948 nach Australien gegangen, und seitdem gab es nur noch Briefe, die regelmäßig zu Weihnachten ausgetauscht wurden. Ich habe nach dem Tod meiner Eltern diese Schreibtradition weitergeführt. Und so habe ich regelmäßig in den vergangenen Jahren mehrseitige handschriftliche Briefe in flüssigem Deutsch erhalten, mit denen Tante Erica Anteil nahm an unserem Leben so weit entfernt (ich habe ihr den Film „Good bye Lenin“ geschickt und andere Nachdenklichkeiten aus Ostdeutschland). Inzwischen kannten wir per Telefon auch unsere Stimmen („Du sprichst so vertraut Sächsisch“!?), und nun wollten wir ihr endlich mal selbst die Hand drücken und in die Augen sehen!

Australien – da denkt man schnell an den Ayers Rock oder an Tasmaniens Strände oder an die Oper in Sydney oder an das Great Barrier Reef. Hopping-Tourismus, Abhaken der „wichtigsten“ Orte – das ist nicht unsere Art zu reisen. Ein Blick auf die Karte machte schnell die wirklichen Dimensionen dieses „kleinen“ Kontinents deutlich. Wenn man Australiens Umriss über den von Europa legt, passt das recht gut. Und da Tante Erica und ihre Familie in Perth leben, der Hauptstadt des Bundesstaates West-Australien, suchten wir uns eine Tour aus, die etwa Spanien abdecken würde. Wir lernten also „nur“ einen kleinen Zipfel im Südwesten kennen, aber den etwas genauer. Wir reisten in unserem kühlen Sommermonat Juli los und kamen im stürmisch-regnerisch-kühlen Wintermonat Juli nach Australien. Dort war es nachts manchmal nur 6 Grad „warm“. Und über den gelegentlichen und ersehnten Regen freuten sich alle klimawandel-geschädigten Australier, und wir freuten uns vernünftigerweise mit.

Es gab einen kurzen Zwischenstopp auf der Reise in Kuala Lumpur (Malaysia), wo wir Conrad besuchten und die Zeitverschiebung durch einen Langschlaf korrigierten. Wir haben übrigens diesmal den Rat des Flugreise-

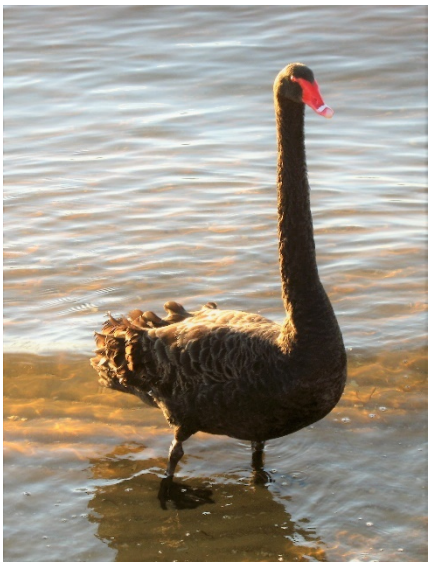
Profis Conrad beherzigt und uns brutal an die Regel gehalten, beim Aussteigen aus dem Flugzeug gleich in dem Zeitrhythmus zu leben, wie ihn die Uhren vor Ort anzeigen. Es hat beeindruckend gut funktioniert, auf der Hin- wie auf der Rückreise.

In **Perth** am Flughafen wurden wir von Tante Erica (damals schon fast 95 Jahre alt!) und ihrer ältesten Tochter Veronica persönlich abgeholt und herzlichst empfangen. Die „Ossis“ waren wirklich bei den „Aussies“ angekommen! Dann Autofahrt hinein in die Stadt. Perth hat 1,5 Millionen Einwohner, das sind drei Viertel aller Menschen, die im Bundesstaat Westaustralien leben, der seinerseits etwa sieben Mal so groß ist wie Deutschland. Es gab am Horizont eine beeindruckende City mit Wolkenkratzern zu sehen, aber man wohnt in weiträumig verstreuten Suburbs, fast ländlich, ruhig abseits der Highways gelegen, breite, rechts und links von Bäumen gesäumte Asphaltstraßen, in eingeschossigen Einfamilienhäusern, die von kleinen Gärten umschlossen sind. Wir zogen bei Familie Naughton ein, lernten den Herrn des Hauses, Geoff(rey) – ein herzlich-fürsorglicher Grundschullehrer – und die Katze Misty kennen, bezogen das Zimmer von Sohn Brent im Dachgeschoss – und wurden an den beheizten (!) Kamin gebeten. Gespächs-Kauderwelsch in Englisch-deutscher Mischung, Bierflaschen mit Kronkorken zum Schrauben, üppige „kontinentale“ Hausfrauen-Kost. Die zweite Erica-Tochter Ingrid kam zum Plausch, vorzüglicher australischer Rotwein strömte… es ging uns fortan richtig gut!

Im Garten blühte ein prächtiger „Flame tree“ (den kannte ich schon aus Afrika, auch ein Jacaranda, der leider nicht blühte, stand daneben), in ihm tobten Papageien herum. Gleich im Nachbarhaus wohnte eine Aborigines-Familie - Sozialwohnung über die Stadtverwaltung. Der Garten lag brach, aber die Kinder gingen immerhin zu Schule (kenntlich an der Schul-Uniform); Veronica berichtete, dass sie der Frau in der Monatsmitte manchmal helfen muss, weil da das Geld alle ist …

Wir machten Ausflüge in den Hafen von Perth, Fremantle, wo auch Erica 1948 australischen Boden betreten hatte. Bei sonnigem Wetter besuchten wir die Sandstrände am Swan-River (wobei der Schwanenfluss innerhalb der Stadt eigentlich mehr die Dimensionen eines Sees hat). Überall exotische Blüten (Nationalpflanze ist die „rot-grüne Känguru-Pfote“), exotische Vögel (z.B. lärmende Schwärme von Cockatoos) – im Botanischen Garten am Kings Park war die australische Pflanzenwelt en miniature nachgestaltet. Zwischendurch die traditionelle Unterwegs-Verpflegung, Chips oder Sandwiches. Bei einem Abendspaziergang wurde der Swan-River seinem Namen endlich gerecht und präsentierte uns Schwäne, die – wir waren durch Lektüre des Reiseführers vorgewarnt – in Australien natürlich SCHWARZ sind! Unterwegs zerrieben wir die Blätter der Bäume am Straßenrand zwischen unseren Fingern, manchmal roch es nach Pfefferminz, manchmal nach anderen ätherischen Ölen (fast alle der ledrigen Blätter gehören zu einer der vielen Eukalyptus-Arten, die Australiens Baumwelt bestimmen).

Dann holten wir unser Leihauto ab, das wir schon von Deutschland aus gemietet hatten, einen kleinen 6-gängigen Toyota Corrola, und wir begannen zu üben: Alles LINKS bzw. seitenverkehrt, der Fahrlehrer Geoff sagte ruhig-beharrlich „Keep left!“, statt des Blinkers ging ständig der Scheibenwischer an … Probefahrt mit Naughtons zum Yanchep-Nationalpark, dort Picknick aus dem Korb auf englisch-kurzem Rasen, lagernd auf einer Decke am See, inklusive heißem Kaffee mit Milch und Zucker. Wir sahen unser erstes kangoroo (das Tier und wir waren da noch etwas scheu), auf einem Baum in einer Astgabel ruhte ein Koala, der dann sogar noch für den Fotografen schläfrig ein paar Eukalyptus-Blätter benagte.



Und dann brachen wir zu unserer Rundreise durch Südwestaustralien auf. Die erste Etappe führte uns reichlich 600 km weit ostwärts. Die Straße, die oft viele Kilometer weit schnurgerade verlief, führte durch woodland, waldiges Buschland, das sah (jetzt im australischen Winter jedenfalls) aus der Ferne recht grün aus, aber bei Stopps standen wir auf sandig-rot-vulkanischem trockenem Boden, die Buschvegetation bestand aus Hartlaubgewächsen und die Bäume waren Eukalypten, die Stämme manchmal weiß und glatt wie Beton, ein andermal hatten sie eine frische warm-orange-braune Rinde, leuchtend in der grellen Sonne (Eukalypten werfen im Herbst ihre Rinde ab). Parallel zu unserer Straße lief oberflächlich eine meterdicke Rohrleitung.

Es war die sogenannte „Golden Pipeline“. Sie heißt so aus zweierlei Gründen: Zum einen führt sie ins klassische Goldgräbergebiet, aber da dort eigentlich Wüste ist, ist Wasser wertvoller als Gold, damit man dort überhaupt überleben kann. Ende des 19. Jahrhunderts zogen noch endlose Kamel-Karawanen von der Küste in das Lan-

desinnere und transportierten das kostbare Lebenselement zu den Goldsuchern. Aber dann wurde ein gigantisches Projekt ins Leben gerufen, und seit 1903 wird aus einem Stausee bei Perth (wir haben später am Ufer des Mundaring Weir gestanden) über eine Entfernung von 550 km Trinkwasser ins Landesinnere gepumpt, wobei das Wasser 10 Tage unterwegs ist und 400 m Höhenunterschied zu bewältigen sind. Die Leitung endet am Mt. Charlotte in einen Speichertank. Dieser wichtige Hügel befindet sich in der Goldgräberstadt **Kalgoorlie**. In unserem Hotel gab es – das war nicht immer in Australien so – Klospülkästen mit Spartasten („Jeder Tropfen zählt!“). Kalgoorlie liegt mitten in einer trostlosen Wüstenlandschaft. Rechts und links der Hauptstraße, benannt nach dem Entdecker der ersten Nuggets, hat das Städtchen den Charme einer Goldgräberfilm-Kulisse aus dem 19. Jahrhundert. Verschnörkelte Hotelfassaden, Läden im Saloon-Look, ein schönes altes Postgebäude, Banken. Ein besonderes Highlight für Menschen wie Ellen und mich, die am Beginn der Reise am längsten Bahnsteig Deutschlands (in Gößnitz) in den Zug gestiegen waren – hier in Kalgoorlie standen wir am längsten Bahnsteig Australiens!

Hinter einem Drahtzaun auf der anderen Seite der Schienen saß eine Gruppe männlicher Ureinwohner; übergewichtig, tatenlos, Obdachlosen-Milieu. Familien von Aborigines trafen wir überall in der Stadt, Sitzgruppen mit Plastetüten, Frauen, die morgens schon betrunken über die Straße torkelten, Kinder, die Schule schwänzten (an allen Läden gab es Schilder, dass hier während der Schulstunden an Kinder nichts verkauft würde); alles gar nicht belastend, aber irgendwie trostlos. Wenn da aber Fremde kommen (wir Europäer vor einigen hundert Jahren), dem scheinbar unbewohnten und unzivilisierten Land „ihren“ Lebensstil überstülpen, wenn kein Platz mehr bleibt für wandernde Aborigines und Emus, dann gibt es nur die Alternativen: Anpassen, Integrieren, um den Preis des Verlustes der eigenen Identität, oder Verhungern oder Zoo …

Die Luft war hier am Rande der Wüste fühlbar besonders kalt und besonders trocken. Staunend und betroffen standen wir an einem der größten Löcher, das Menschen je gegraben haben. Das „Super Pit“ ist 3,5 km lang, 1,5 km breit und geht 600 Meter in die Tiefe. Hier wird noch immer erfolgreich nach Gold geschürft, inzwischen mit Dynamit und gigantischen Maschinen. Auf jedem der riesigen LKW, die an einem Arbeitstag 6 mal in den Tagebau hinunterfahren, befinden sich 225 Tonnen Gestein.

Nur bei jeder sechsten Fahrt sind da auch 500 Gramm Gold dabei (kompakt hätte das die Größe eines Golfballs). Trotzdem – ein Milliarden-Geschäft, und im Gefolge eine weiträumig völlig zerstörte Landschaft. Ähnlich gewaltig werden in Australiens Weiten und Wüsten auch andere Rohstoffe gewonnen. Wir begegneten am nächsten Tag einem Zug, der mit drei riesigen Loks bespannt war und eine anderthalb Kilometer lange Schlange von Waggons hinter sich herzog, in diesem Fall beladen mit rostbraunem Eisenerz. In musealen Ausstellungen gab es Spannendes zu sehen über die Goldgräberei, wie sie hier vor über hundert Jahren betrieben wurde, manches davon hatte ich 1 zu 1 genauso, aber ganz aktuell, im letzten Jahr bei den Goldgräbern in Tansania gesehen …

Wir brachen auf nach Süden, hin zur Küste. Was liegt da eigentlich südlich, zwischen Australien und der Antarktis? Die Karte zeigt: Der Südliche Ozean … wieder was gelernt, in der Schule nie davon gehört.

Wir fahren links (!), durch eintöniges Buschland, so auf den ersten Blick ist es ähnlich wie die Tagebau- und Kiefern-Einöde an der Autobahn zwischen Dresden und Berlin, oder auch ähnlich wie das staubige Rost-Grau-Grün in der afrikanischen Savanne. Trocken! Und immer wieder sahen wir Brandstellen, verkohlte Grasflächen und geschwärzte Baumstämme. Wegen der langen Trockenzeiten können viele organische Materialien nicht verrotten, und sie liefern dann den Buschfeuern reichlich Nahrung. Die Aborigines haben kaum Landwirtschaft betrieben, sondern sich wandernd von Pflanzen und Wurzeln und Früchten ernährt, gejagt, hin und wieder auch Feuer gelegt und dann die „gebratenen“ Tiere gegessen. In Jahrtausenden ist so eine Vegetation entstanden, die mit und vom Feuer lebt. Es gibt sogar Pflan-

zen, z.B. die in eindrücklichen kolbenförmigen Dolden farbenprächtig blühende Banksia, die geben ihre Früchte erst frei, wenn sie einmal im Feuer gewesen sind.
Manchmal, bei gerader Straße und in vermeintlich völlig flachem Land, stehen Schilder, die auf einen „Floodway“ hinweisen. Überflutungen, im trockenen Australien und an dieser Stelle? Messpfähle am Straßenrand, die Höhenmarkierungen von über einem Meter anzeigen, sind ernst gemeint: Manchmal regnet es hier so heftig, dass nicht nur die Straße, sondern weite Gebiete völlig überflutet sind; die Seen sind nach wenigen Tagen wieder verschwunden. Leeres Land. Im Abstand von durch-

schnittlich 10 km trafen wir ein Fahrzeug im Gegenverkehr, selten auch einen „Road-Train“, LKW-Zugmaschinen mit bis zu drei Anhängern, mehr als 50 Meter lang, die mit hundert Sachen vorbeidonnerten.
Das Land wurde grüner und vertrauter, je näher wir der Küste kamen. Farmen tauchten auf, Weiden, Viehherden, Getreidefelder. Die Farmer wohnen an den Straßen im Abstand von einigen Kilometern. Die Höfe sind einige hundert Meter von der Straße entfernt gebaut. Vorn an der Straße befindet sich ein rostiges Eisenfass als Briefkasten, und in der Regel rahmt eine prächtige Baumallee den Schotterweg zum Hof. Auf vielen Feldern und Weiden waren flache Wasserbecken ausgehoben worden, in denen das kostbare Regenwasser aufgefangen wird zur Tränke fürs Vieh. Die Böden sind – wegen der zuverlässigeren Niederschläge in Küstennähe und nach jahrhundertelanger Bearbeitung – fruchtbar genug für Ackerbau. Das mittelmeerähnliche Klima macht an der Küste Südwestaustraliens sogar Weinbau möglich, mit erstaunlich schmackhaftem Ergebnis.
In **Esperance** erwartete uns ein Motel, in einer malerischen Bucht direkt am ostsee-sandigen Strand gelegen. Beim Spaziergang auf der Mole trafen wir einen Seelöwen, er sich von den Anglern verwöhnen ließ. Kitschiger Sonnenuntergang. Abendliches Fernsehen vom Bett aus (mühsam, weil der Bildschirm an der Zimmerdecke hängt), Rotwein konspirativ im Spezialgeschäft gekauft, und Internetcafe gefunden und Nachrichten in alle Welt geschickt.
Am nächsten Morgen frühstückten wir unter hundertjährigen Norfolk Island Pines (zwei Meter dicke Nadelbaum-Riesen) und fuhren über Land. Wir trafen keine Menschenseele. Zunächst ging es durch eine Landschaft wie auf einer Nordseeinsel, vorbei an großen weißen Sanddünen, Feuchtflächen gingen später in irlandgrüne Weiden über, Kühe, Kälbchen und Bullen weideten friedlich. Dazwischen stand immer mal ein Emu (anderthalb Meter hoher grauer Laufvogel), irgendwo grasten auch drei Kängurus. Wir hielten im dichten Busch an, fotografierten Grasbäume (mit möglichst vielen Fruchtständen) und sammelten die bizarren Früchte von Banksias (gesprengt vom Buschfeuer).

Nach langer Fahrt öffnete sich ein atemberaubender Blick: Wir fuhren in die Lucky Bay ein, eine im Sonnenlicht glänzende türkisblaue perfekt gerundete Bucht, der Strand gesäumt von reinweißem Sand. Es war ein ganz besonderer Sand, extrem feinkörnig, und feucht gepresste Bällchen behielten ihre Form. Wir gönnten uns, trotz dunkler Wolken, die auf See vorüberjagten, eine Wanderung über einen Felsrücken hin zur nächsten paradiesischen Bucht. Im stürmischen Wind verlor Ellen ihren Hut, das Meer tobte, und wir kamen noch richtig in dicken Regen. So besichtigten wir am Nachmittag den Great Ocean Drive aus dem Inneren des Autos – und er bot wirklich großartige Aussichten auf den kochenden Südlichen Ozean. Die vorsorglich mitgenommene Badehose blieb trocken im Auto.
Die nächste Etappe führte uns – nun wieder 500 km westwärts - nach **Albany**. Es war ein sonniger Tag, und die Sonne, die in Australien natürlich im Norden (!) steht, war für mich als Fahrer auf der Sonnenseite doch so stechend und belastend (in Australien wegen der fehlenden Ozonschicht besonders aggressiv), dass ich mir im Auto einen Hut schräg über den Kopf legte. Selten ein Auto im Gegenverkehr, einmal ein Radfahrer (sicher ein deutscher Extremtourist), aller 10 Kilometer ein überfahrenes totes Känguru am Straßenrand. Ich hatte lange gemeint, mich im Auto sicher fühlen zu können vor diesen Hüpf-Tieren, solange nur am Straßenrand ein Drahtzaun gespannt war. Dann aber haben wir mal eine Herde Kängurus auf Weideland beobachtet, die auf der Flucht vor uns mühelos und sehr elegant eines nach dem anderen den vielleicht 1,50 Meter hohen Zaun überschwebten …
Wir trafen übrigens nur das „Westliche graue Riesenkänguru“ (auf dem Schwanz sitzend reichlich so hoch wie ein stehender Mensch). Unterwegs ein Friedhof: karge Naturstein-umrandete Grabstellen im Sand, bewacht von zwei grau-rosa Kakadus. In der einsam-eintönigen Landschaft waren Termitenhügel die einzige Abwechslung. Und in Albany regnete es gar sehr. Die

Dame an der Rezeption unserer Herberge erschrak beim Smalltalk: „Bei Ihnen zu Hause ist jetzt Sommer? – Warum kommen Sie da hierher?“. Albany hat ein tolles Straßennetz, praktisch jede der –zig Haupt- und Nebenstraßen-Kreuzungen ist als „Roundabout“ (Kreisverkehr) ausgeführt worden.
Es regnete die ganze Nacht (was in Australien eine gute Nachricht ist).
Aber morgens schien wieder die Sonne und lockte uns auf die Piste – nach **Denmark** (nach einem Schiffsarzt benannt; viele Orte verdanken ihren Namen Abenteurern, Kapitänen oder ihren Schiffen). Dort erwartete uns ein Freund von Tante Erica, der uns schon aus der Ferne eingeladen hatte, um uns seine Heimat zu zeigen und mal wieder ein paar Worte deutsch zu sprechen. (Ehren)fried Irmscher stammt aus Wiederau in Sachsen. Er ist 1951 nach Australien ausgewandert. Mit seinen stolzen 84 Jahren ist er erstaunlich fit, ein eigenes Haus, 2 Autos, ein Boot halten den Fotografen in Trab. Er führte uns vier Stunden lang durch seine Wahlheimat, wir entdeckten hinter einem zwei Meter hohen Gerbera-Dickicht die „Elephant Rocks“, bewunderten und bewanderten herrliche Strände und Buchten. Berge in der Nähe vermittelten Mittelgebirgs-Wiesen-Idylle, und wir fuhren durch prächtige Alleen weißrindiger Karri-Bäume. Zu Hause bewirtete er uns mit selbstgebackenem Brot, selbstgebrautem Bier (die Sets dafür gibt’s zu kaufen), und Ellen durfte ein Ei dazu braten; die Zitronen für den Tee wurden vorm Haus gepflückt.

Der nächste Tag war dem Thema „Baum“ gewidmet. Auf der Fahrt nach **Pemberton** wurde der Wald immer dichter. Im „Tal der Giganten“ schließlich standen wir dann andächtig vor Baumriesen, die 80 Meter und mehr in die Höhe ragten, Karris mit weißer Rinde oder die gelblichrot leuchtenden Tingle trees. Ein schwankender Brückenweg (ent-)führte uns 40 Meter hoch in die Baumwipfel. Im Wald fanden wir ehrwürdige Baum-Veteranen, oft innen ausgebrannt und hohl, und doch voller Saft und Leben. Am nächsten Tag besuchten wir einen Baum, der vor einigen Jahrzehnten zum (lebenden) Aussichtsturm geworden war; dort oben stand die Feuerwache und hielt Ausschau nach den gefährlichen Waldbränden. Inzwischen hat man in reichlich 60 Metern Höhe eine Aussichtsplattform für Touristen errichtet, zu der man über in den (noch immer grünen) Baum eingeschlagene Eisenstäbe hochklettern kann. Ihr ahnt es – ich konnte nicht widerstehen! Ellen blieb unten und war bei meiner Rückkehr umschwärmt von einem Dutzend bunter und hungriger Papageienvögel. Wasserfall, Seeumwanderung, und dann picknickten wir noch inmitten einer Gruppe dösiger Kängurus. Am Wegrand warb eine Winery für ihren „Schnapps“.

Auf der nächsten Etappe nach **Bunbury** trafen wir endlich mal einen Emu in freier Wildbahn, im Grasbaumwald. Und weil in meiner Landkarte viele schöne besichtigenswerte Orte aufgeführt waren, machten wir rechts und links einige Abstecher. Einer wurde zur zweistündigen Irrfahrt mit Abenteuer-Gefühl. Irgendwo war auch „Whale watching“ auf der Karte eingetragen. Der Indische Ozean kochte im Sturm, es regnete heftig. Aber als wir kurz doch einmal das Auto verlassen konnten, schrie Ellen plötzlich. Wale! Wirklich, zwei winkten uns majestätisch mit ihren Flossen.
Die Stadt Bunbury war mehr ein sauberes, aber tristes Gewerbegebiet. Der Strand zugebaut von einer Firma, die auf riesigem Areal Sand abbaut für die Gewinnung von Titan. Daneben hat man immerhin einen Mangroven-Wald gerettet. Der Reiseführer hatte geschrieben, dass in einer Bucht an jedem zweiten Tag zwischen 8 und 11 Uhr Delfine zu beobachten sind. Wir waren wohl am falschen Tag dort … Aber nachmittags haben wir in einer anderen Bucht doch noch unseren Delfin getroffen! Am Strand zum Ozean hin standen schwarze Basaltsäulen im weißen Sand, an anderer Stelle waren große Riffe aus Korallenkalk. In dieser beeindruckenden Kulisse bin ich wenigstens einmal bis zur Hüfte ins Wasser gegangen, aber zum gegenüberliegenden Strand (in Afrika) zu schwimmen, erschien mir doch etwas abwegig. So haben wir lieber den Surfern zugesehen. Und abends ist es uns endlich gelungen, am gestirnten Himmel das Kreuz des Südens zu entdecken (es ist auch im australischen Wappen verewigt).
Am nächsten Tag ging es auf lang(weilig)en Autobahnen zurück nach Perth. Kurzer Stopp bei den Stromatolithen (der Eintrag auf der Karte verwies auf „Thrombolites“) – das sind urtümliche Mikroorganismen, die seit Jahrmilliarden in Westaustralien leben, und die kugelige steinharte Körper bilden; sie sind wahrscheinlich die ursprünglichen Produzenten für Sauerstoff auf diesem Planeten gewesen. Andächtig haben wir angesichts unserer Urururur … urgroßeltern ein Stück Kuchen gegessen.

Nach knapp 3000 Auto-Kilometern war unser Ausflug zu Ende. In Perth hatten wir eine Verabredung mit Geoff in „seiner“ Schule. Uns erwartete ein hundert Jahre alter Backsteinbau. Einige Kinder (in obligatorischer Schulkleidung – die Farben müssen stimmen) warteten auf den Klettergerüsten noch auf ihre Eltern. Grund-

schule, 6 Klassen. Je ein Lehrer hat den ganzen Tag mit der gleichen Klasse zu tun, immer in dem gleichen Raum. Geoffs Arbeitsplatz ist vorn in einer Ecke (mit Computer, mit dessen Hilfe er während der Stunde mit Direktor oder Kollegen in Kontakt treten oder im Internet arbeiten kann). Im Raum stehen vier Tische, an denen die 24 Kinder in 6er-Gruppen selbständig arbeiten. Es gibt ein Thema, aber jeder am Tisch erledigt eine andere Teil-Aufgabe, der Lehrer beobachtet. Die Schüler bewerten die Arbeit in der Gruppe und ihren eigenen Anteil am Ergebnis selbst. Im Klassenzimmer gibt es auch ein paar Computer. Alle Bücher bleiben in der Schule, Lehrmittel sind frei. Neben den 6 hauptamtlichen Lehrern arbeiten in der Schule noch 19 (!) weitere Personen im Unterricht mit, Eltern, ehrenamtlich, aber auch professionelle Begleiter für „schwierige“ Kinder. Von der integrierten Vorschule führt durch die Lehr-Küche ein direkter Gang in das Zimmer der ersten Klasse …
Abends lernten wir endlich auch Tochter Annika kennen, die begeistert von einem Trip nach Laos berichtete. Sie war mal Weltmeisterin im Rudern, und so was ist teuer: Um die Teilnahme an den Wettkämpfen zu finanzieren, machten die Eltern jahrelang einmal pro Woche Veranstaltungen zum Spendensammeln, Tombolas und Kinonächte und Bälle und Quizrunden …

Abends wandelten wir alle feierlich „zum Italiener“, die ganze „Familie“ wurde spitzenmäßig verwöhnt und traf sich zum Nachklingen noch in Tante Ericas Wohnung.

Dann hatten wir noch einen Tag zu zweit zum Ausbaumeln. Geoff lud zwei Fahrräder aufs Auto und brachte uns in den Hafen von Fremantle. Nach einer Seefahrt von 30 Minuten standen wir auf „Rottnest Island“. Das ist eine Insel, die Holländer vor langer Zeit „Rattennest“ getauft hatten wegen großer Ratten, die ihnen dort ständig begegneten. Das sind aber keine Ratten, sondern Quokkas, eine kleine Känguru-Art, die hier überlebt hat. Wir haben auch diese drolligen grauen Tiere getroffen, die um Nahrung bettelten (aber nicht bekommen dürfen). Die Insel ist zehn Kilometer lang und etwa vier Kilometer breit, also gerade richtig für eine Halbtagstour per Fahrrad (Berg- und Tal-Fahrten und heftiger Wind inklusive). Ferieninsel für Perth, Übernachtungsmöglichkeiten auf familienfreundlichem Niveau, keine Autos, viel Natur. Wir radelten von einer azurblauen Lagune zur nächsten, saßen auf Riffen und wateten im Sand. Trafen, als das Ende der Insel erreicht war, einen halbmeterlangen trägen kleinen Drachen, draußen auf einem Fels in der Brandung brütete ein Adler. Auf der Rückfahrt im Schiff wurde *das* Lokalderby im Australien Football übertragen, alle Fahrgäste hockten vor dem Bildschirm, und wir konnten zu Hause mit dem sport-süchtigen Geoff fachkundig diskutieren.
Am letzten Tag brachen wir nach einem geruhsamen Frühstück (mit „Vegemite“, einem ortstypischen Brotaufstrich) zu einem „bushwalk“ auf (etwa zu übersetzen mit Wandern in der Natur). Uns erwartete eine entspannte Mittelgebirgswanderung in den Perth Hills, mit Blumen und Picknick und – einem echten Skorpion! An dem Stausee, aus dem das Trinkwasser nach Kalgoorlie gepumpt wird, saßen wir in einem Pub mit Pizza und Bier bei Live-Musik. Abends noch feierliches Abschiedsessen, gemeinsam gekocht von allen verfügbaren Frauen und angerichtet in der „guten Stube“.
Am nächsten Morgen dann Abschied am Flughafen, wehmütig und dankbar.

Sherpas, Yaks und hohe Berge

Eindrücke und Erfahrungen von einer Trekkingtour in Nepal (März 2011)

Die Vorgeschichte

Es lag einige Monate zurück, dass Michael Beier, ein Freund aus meinem Dorf, mich so von der Seite fragte: „Hättest Du nicht Lust …?“ Ging es um eine gemeinsame Radfahrt, ein gemütliches Bierchen bei ihm zu Hause? Nein, er sprach von geheimnisvollen Dingen. „Nepal“ (ich hatte keine Ahnung, wo das so richtig liegt, Micha war schon zwei Mal dort gewesen und süchtig), „Mt. Everest“ (ich wusste schon: Das ist der höchste Berg der Welt, weit weg im Himalaya, aber Micha wollte jetzt endlich den Riesen aus der Nähe sehen), „Gokyo Peak“ (das war ein Fünftausender mit Ausblick auf vier Achttausender, und dieser Berg konnte und sollte erklommen werden), „Hüttentrekking“ (ich ließ mir erklären: Eine Hochgebirgswanderung in Begleitung von Trägern und Übernachtung in festen Gebäuden, so genannten „Lodges“, also wenigstens nicht im Zelt …). Mir schwirrte der Kopf. Zwei Wochen lang laufen, würden das meine älter gewordenen Knochen überhaupt noch mitmachen? Schlafen im Schlafsack (das mag ich gar nicht), und das bei „Zimmer“-Temperaturen deutlich unter Null Grad? Jeden Tag einige hundert Meter hoch und runter kraxeln – was würden die Knie dazu sagen? Und überhaupt - hinauf bis 5000 Meter? Meine „Höchst“-Leistung bisher lag bei knapp 3000, und das war einige Jahre her. Und nun las ich auch noch Bedenkliches über die mir bis dahin unbekannte Höhenkrankheit. Eigentlich ist der Mensch für solche Höhen überhaupt nicht gedacht, man versetzt seinen Körper in einen Stress, der lebensgefährlich sein kann. Wir würden auf den gefährlichsten Flugplatz der Welt fliegen … Fragezeichen über Fragezeichen. Aber Micha blieb hartnäckig. Die beiden betroffenen Ehefrauen gaben Grünes Licht. Reiseführer-Lektüre und Fernseh-Filme machten zunehmend Lust. Und – halb aus Trotz und halb aus Neugier hieß die Entscheidung „Das wolln wir doch mal sehen!“. Wir buchten eine „fertige“ Tour, der Starttermin stand damit auch fest: 10. März 2011. Und ich begann mich vorzubereiten, auch körperlich. Das hatte ich noch nie vor einem Urlaub gemacht. Jede Woche zwei Mal zum Gerätetraining. Ab und zu packte ich mir 10 Kilogramm Bücher in den Rucksack, schürte die Bergstiefel und stürmte dann eine Stunde lang die Treppen im Kirchturm hoch und runter (etwa 400 Höhenmeter). Ich kaufte mir Funktionsunterwäsche und neue Socken, holte die bisher kaum genutzten Trekking-Stöcke hervor, lieh mir Schlafsack und Thermosflasche und dies und das, was notwendig sein würde.

Nepal?

Ich habe erst einmal gelesen. Nepal liegt zwischen den Giganten China (Tibet) und Indien am Rande einer großen geologischen „Knautsch-Zone“. In lange zurückliegender Zeit war Indien eine eigenständige Insel südlich des Äquators, die dann Fahrt aufgenommen hat in Richtung Norden. Der Subkontinent prallte auf die Landmasse von Eurasien, schiebt sich auch heute noch darunter und faltete unter anderem den Himalaya auf.

Verheerende Erdbeben erschüttern auch Nepal immer wieder. Das Land hat etwa 30 Millionen Einwohner (in einem alten Lexikon meines Großvaters stand für 1900: 3 Millionen). Etwa 50 unterschiedliche Nationalitäten müssen miteinander klar kommen, nur die Hälfte der Einwohner können sich mit der Landessprache Nepali verständigen, viele sprechen inzwischen zusätzlich auch Englisch.

Kathmandu, das war für mich bisher mehr ein esoterischer Traum-Ort mit exotischem Beiklang, nun aber erwartete uns eine brodelnde Hauptstadt-Metropole mit (wahrscheinlich) 3 Millionen Einwohnern. Nepal erstreckt sich über etwa 800 mal 200 Kilometer. Von der Fläche her ist Nepal damit etwa so groß wie die untergegangene DDR. Dabei geht es von 60 Höhen-Metern in der indischen Ebene über die Täler der Mittelgebirgsregion bis auf fast 9000 Meter in den Gipfelregionen des Himalaya hinauf. Die geographische Lage entspricht etwa der von Nordafrika (Ägypten). Entsprechend intensiv würde also auch im März schon die Sonneneinstrahlung sein. Aber in der Höhe, in der wir unterwegs sein würden, erwarteten uns dennoch kalte Nächte. Nepal ist auch heute noch eines der ärmsten Länder der Welt. Das Bruttoinlandsprodukt als Indikator für den materiellen Wohlstand weist 450 US-Dollar pro Einwohner im Jahr aus (wir in Deutschland haben mit 41.000 US-Dollar das Hundertfache …). Und ich las von den Religionen, die Land und Menschen intensiv prägen. 80 Prozent der Einwohner sind Hindus (kulturell bedeutet das eine starke Bindung an Indien, auch die Übernahme des Kastensystems), fast alle anderen sind Buddhisten. Der (erste) Buddha wurde 500 Jahre v.Chr. in Nepal geboren, heute kommen auch starke Impulse aus Tibet. Dass eigentlich jeder Mensch ein Buddha werden könnte, aus eigenem Bemühen zur Erleuchtung gelangen kann, habe ich neu gelernt, aber der Weg dahin war in der Lektüre von Büchern ebenso wenig in der nötigen Tiefe zu verstehen wie das Zurechtfinden mit einigen Millionen Gottheiten im Hinduismus.

Nepal hatte Exotisches zu bieten, das neugierig machte. Da war die Nationalfahne, die einzige der Welt, die nicht rechteckig ist. Ursprünglich zwei dreieckige Wimpel, irgendwann zusammengenäht, in den Farben Karminrot und Blau mit weißen himmlischen (ursprünglich königlichen) Symbolen. Heute stehen Sonne, Mond und Sterne für die Hoffnung auf ewigen Bestand des Landes, und die zwei Zipfel symbolisieren die Bergspitzen des Himalaya. Es gab Geldscheine, auf denen Tiere, Berge und Tempel abgebildet sind, Münzen (wegen der Inflation nicht mehr normal im Umlauf), auf denen ein Bauer mit seinem Rind pflügt. 100 nepalesische Rupies entsprachen derzeit ziemlich genau 1 Euro, sodass das Umrechnen einfach war. Autokennzeichen in fremdartigen Zeichen für Zahlen und Buchstaben. Überall ungewohnte Gerüche (Räucherwerk), geheimnisvolle Flammen (Feuerschalen und Kerzen) und Klänge (Messingglocken, Klangschalen). Auch die Zeitverschiebung gegenüber Europa ist gewöhnungsbedürftig: Vier Stunden und 45 Minuten.

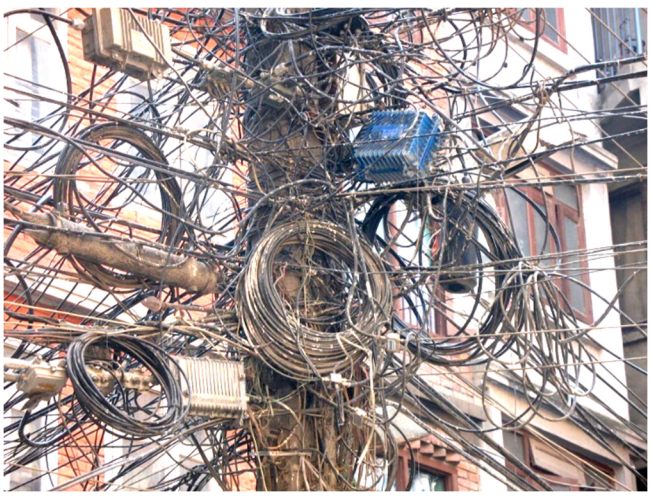
Die Hinreise

Wie kommt man nach Nepal? Immer interessant ist für mich bei Urlaubszielen in entfernten Regionen, die nun in der Mitte der Landkarten platziert sind, die Entdeckung: Plötzlich wohne ich am Rand der Welt. Wir reisten von unserem Dorf Schönberg nach München (nicht wie geplant entspannt mit der Bahn, denn da wurde gerade gestreikt – Michas freundlicher Schwiegersohn chauffierte uns nach hektischem Umplanungsstress zum Flughafen). Dann die erste Teilstrecke nach Doha, der Hauptstadt des Öl-Emirats neben Saudi-Arabien. Der Flughafen ist ein großes internationales Drehkreuz mit Starts und Landungen rund um die Uhr. Wir hatten 6 Stunden Aufenthalt von 23 bis 5 Uhr in der Frühe. Das ist etwas quälend. Auf den Teppichen in der Moschee zu schlafen, wie das andere müde Reisende taten, trauten wir uns nicht. Da wir hier in einem der reichsten Länder der Welt waren, wurde mancherlei merkwürdige Ablenkung geboten, z.B. der Kauf von Losen für je 125 US-Dollar, um dann vielleicht ein Edel-Luxus-Spezial-Cabrio in der Scheich-Klasse zu gewinnen (für Insider: „AUDI R8 5.2 FSI quattro“), oder sollten wir doch lieber eine Flasche Whisky („Johnnie Walker Blue Label“) für schlappe 423 Dollar erwerben …?
Dann endlich der zweite Langstreckenflug. Morgendämmerung, zerklüftete Gebirgslandschaften im Iran und in Pakistan, hinunter in die grünen Ebenen Indiens. Links aus dem Fenster (wie rechts auch) Wolken, blauer Himmel … Und dann die Entdeckung: Wo eigentlich nur noch Himmel sein konnte, mischten sich weiße eisbedeckte Berg-Kuppen zwischen die Wolken, das Dach der Welt, der Himalaya!
Wir schwebten zwischen Mittelgebirgs-Ketten nach Kathmandu hinein, vernebelter Blick durch tropisches Wetter und durch Metropolen-Smog.
Am Flughafen erwartete uns der Reiseleiter. Ein braungebrannter Indianertyp mit dichten langen Haaren, zum Zopf gebunden, dirigierte uns samt Gepäck zu einem kleinen Bus-Transporter. Binaya Neupane stellte sich in sympathisch-gebrochenem Deutsch als „euer Papa“ vor – er würde in den nächsten drei Wochen sagen, wo´s lang geht, und wer Sorgen irgendwelcher Art habe,

könne sich immer an ihn wenden. Das hat dann auch bestens so geklappt.
Im Bus saßen nun 13 Reisteilnehmer, jeder hatte seinen Reise- und späteren Wanderrucksack mit etwa 8 Kilogramm Gewicht dabei, oben auf dem Dach waren die Reisetaschen für alle verstaut (Gewicht 15 Kilogramm und im Standardformat wegen des späteren Transports durch die Träger im Gebirge).
Halbstündige Fahrt – draußen tobte das Chaos. Autos und Motorräder in dichtem Gedränge, Überholen rechts und links, Gegenverkehr und Querfahrten irgendwie integriert, ständiges Hupen (nervend, wenn auch weitgehend zweckfrei), Abgaswolken. Aber passiert ist in dem Chaos nie was!
Dann erreichten wir unser luxuriöses Hotel (wir waren WEST-Touristen!), duschten (das war in den nächsten Wochen oft ein unerreichbares Vergnügen), und versammelten uns vor dem Eingang. Bei einem ersten Bummel durch das nahe gelegene Einkaufsviertel würden wir die anderen Reiseteilnehmer beschnuppern und kennenlernen.

Kathmandu - Marktviertel THAMEL

Schmale staubige Gassen, an deren Rand die Abwässer versickern. Rechts und links mehrstöckige Häuser in dichter Front. Von vorn und von hinten und von allen Seiten: Hupender Verkehr, Fahrrad-Rikschas, dazwischen hilflos winkende und trillerpfeifende Polizisten. Alte Häuser mit beeindruckenden Holzarbeiten an Fenstern, Türen, Mansarden und Giebeln. Neuere Fassaden setzten fröhliche Farbtupfer, auch sie mit dem traditionellen Holzschmuck. Auf den Dächern hin und wieder kubikmetergroße Wasserbehälter (es gibt keine zentrale Wasserversorgung, ebenso wenig wie eine geregelte Abwasser- oder Müllbeseitigung). Kreuz und quer über die Straße spannen sich Stromkabel. Wie dieses abenteuerliche Geflecht und Gewirr funktioniert, ist nicht zu erklären. Fortschritt immerhin, aber mit Lücken: Jeden Tag wird auch die Hauptstadt von Stromausfällen heimgesucht, ungeplant und unangekündigt ist es plötzlich „dunkel“. Wohl dem, der sich zur Aufrechterhaltung der notwendigsten Dinge ein Notstromaggregat leisten kann (vor manchen Geschäften und hinter Hotels brummen dann die Motoren).
Das Stadtviertel Thamel ist ein einziger Marktplatz und Basar. Die kleinen Geschäfte im Erdgeschoss der Häu-



ser bieten alles an, was Einwohner und Touristen brauchen (könnten). Kapitalismus, der von der Angebotsseite her recht gut funktioniert. Gefüllte Regale, vielfach Läden mit dem gleichen Sortiment, und das Warten auf Kundschaft. Und die bleibt oft aus. Nepalis sind arm und Touristen halten ihr Geld fest. Bei manchem Einkauf wurde mir deutlich, dass ich wohl der erste Kunde seit Stunden war. Viel Hoffnung, aber mit welcher Perspektive? Feste Preise gibt es nicht, wenn man einkauft, gehört das Feilschen um den Preis zum erwarteten Ritual. Eine ambivalente Erfahrung, den ohnehin schon niedrigen Preis, der einem vom Verkäufer zögerlich genannt wurde, und der aus europäischer Sicht ausbeuterisch-niedrig ist, noch weiter herunterhandeln zu sollen / zu müssen …

Lebensmittelmarkt. Frischer (?) Fisch, von dem der Verkäufer mit einem Wedel ständig die Fliegen vertreibt (wir sind in den Subtropen bei 25 Grad), am nächsten Stand getrockneter Fisch, gepökelter Fisch. Vor der „Fleischerei“ lockt ein schwarzfrisierter orangener Schweinskopf hinüber zur Auslage mit den Innereien. Ein Obst-Händler verkauft Orangen, Äpfel und Weitrauben direkt vom Fahrrad. Ein Textilgeschäft bietet feinste Pashmina-Schals und golddurchwirkte Kleiderstoffe in reicher Auswahl, vorm Eingang strickt die Inhaberin Woll-Mützen und –Socken. Es gibt Gassen, in denen ausschließlich Metallwaren angeboten werden, Gebrauchsgefäße für den Alltag aus Kupfer und Messing, aber auch allerlei Kunst-Trödel für den Touristen. An anderer Stelle sind abenteuerliche Berge von Tonwaren aufgeschichtet, Alltagsgeschirr genauso wie Ton-Lämpchen für den religiösen Gebrauch. Ein junger Mann trägt an einer Stange auf seinem Rücken Dutzende von kleinen Käfigen, in denen lebende Singvögel, Papageien und – Kaninchen – angeboten werden. So sieht also ein richtiger Vogelhändler aus! Und vor allem gibt es überall Gemüse. Knackig frisches Gemüse, Mangold und Möhren, Blumenkohl und Kohlrabi, Bohnen und Kartoffeln, Tomaten und Weißkraut, Ingwer und Zwiebeln und vor allem: Knoblauch! Ein Mann, über und über mit orange-rotem Pulver bestäubt, verkauft Curry, gleich kiloweise.

Imbissstände (z.B. ein Rost, auf dem Maiskolben gebacken werden), Nähstuben … Ein Goldschmied gestattet mir, ihn zu fotografieren (meist werden Kameras ärgerlich abgewehrt). Mit den nackten Füßen hält er den Rohling fest und ziseliert das Schmuckstück mit Werkzeug und Hammer. Nebenan Steinmetze. Eine Frau packt von einem riesigen Stapel Ziegelsteine in ihren großen Tragekorb (mehr als 50 Kilogramm), hängt ihn mit einem breiten Band an ihre Stirn und schleppt die Last hoch in den fünften Stock des Hauses, den ganzen Tag lang tut sie das. Rikschafahrer warten auf Kundschaft. Das Leben vibriert. Laut, staubig – welch ein Kontrast zwischen dieser Betriebsamkeit und dem ganz anderen Leben, das wir später im Gebirge kennengelernt haben. Da haben wir in zwei Wochen nicht eine Maschine gehört.

Religion(en)

Irgendwo habe ich gelesen:
Ein Nepali wird vom wissbegierigen Touristen gefragt: „Bist Du Hindu oder Buddhist?“ - Seine Antwort lautet: „Ja.“ …
Ich habe in Nepal ein entspanntes Nebeneinander von verschiedenen Religionen erlebt. Am Eingang eines Hindu-Tempels stand: „Anhänger jeder Art von Religion sind herzlich willkommen!“ Im Hinduismus und Buddhismus kann sich letztlich jeder die Gottheiten seiner Wahl aussuchen, auch bei anderen Religionen. Das Einhalten von Ritualen (Verbeugen vor Heiligtümern, Darbringen kleiner Opfer, Berühren von Götterbildern, In-Bewegung-Setzen von Glocken oder Gebetsmühlen) ist wichtiger als das Kennen und Bekennen von Glaubensinhalten (Dogmen). Die Religion prägt aber das ganze Leben so durchgehend, wie wir uns das kaum vorstellen können.
Die Stadt Kathmandu hatte noch vor hundert Jahren mehr Tempel und Heiligtümer als Wohnhäuser. Auch heute begegnen einem überall größere und kleinere Tempel, Altäre und Opferstellen, die zum Innehalten einladen. Dort streut man seine Reiskörner, legt Blumen nieder, zündet ein Räucherstäbchen an, holt sich eine Fingerkuppe voll orangerotem Zinnoberpulver und malt sich einen segenspendenden Fleck auf die Stirn oder berührt im Vorübergehen ein Glöckchen. Selbstverständlich, alle, überall. Vor den Tempeln stehen farbenfrohe fröhlich-bedrohliche Tier-Gestalten. Familien sitzen am Straßenrand im Räuchernebel und folgen den feierlichen Handlungen eines Priesters. Ein wichtiger Gedanke im Hinduismus wie im Buddhismus ist der von immer neuen Wiedergeburten, also ein Leben in einer Weltordnung von Kreisläufen. Und das aus dem Hinduismus stammende Kasten-Denken, nach dem die Ordnung unter den Menschen hierarchisch festgelegt ist, reguliert auch das soziale und öffentliche Leben deutlich. Unmerklich werden beim Weiterschlendern religiöse Bauwerke von Palastgebäuden abgelöst (Palastanlage am Durbar Square). Wir stehen in einem Viertel, in dem in früheren Zeiten der König residierte. Auch hier großartige mittelalterliche Architektur, flammende Kerzen, ein geheimnisvoll wehendes Tuch vor einem Eingang, den wir diesmal doch nicht durchschreiten dürfen (das jedenfalls bedeutet uns ein freundlich-bewaffneter Polizist). Farbenfroh gewandete hinduistische Asketen, Bettler, die von der Zuwendung anderer Leute leben – hier recht kommerziell mit großen Sammelbüchsen, die sie fotografierwütigen Touristen nachdrücklich vor die Nase halten.

Wir machen einen Busausflug nach Swayambhunath. Das ist ein wichtiges buddhistisches Heiligtum, das auf das 5. Jahrhundert zurückgeht. Eigentlich nähert man sich der Anlage angemessen von der Ebene her, indem man 365 Stufen hinaufsteigt (der Weg zum Himmel ist nicht einfach!). Unser Bus parkte auf halber Höhe. Große (vergoldete Riesen-Statue im Tempel oder 7 Meter hoher Metallguss, 7. Jh.) und kleine (unscheinbare streichholschachtelgroße Steinmetzarbeiten) Buddhas werden hier dargestellt und werden verehrt. Von Stupas blicken einen die Augen Buddhas ständig an – in alle vier Himmelsrichtungen geht der Blick. Ich lasse mir erklären: Die Augen sind halb offen und halb geschlossen (= der Buddhismus sucht den Mittelweg, keine Extreme), ein drittes zusätzliches Auge lässt den „Erleuchteten“ mehr von der Welt sehen als normale Sterbliche, und was das Gesicht ergänzt und wie eine Nase aussieht, ist das Schriftzeichen für die Zahl 1 und symbolisiert die Einheit der Welt. Überall in den Bäumen wehen bunte Gebetsfahnen. In langen Schnüren sind in den Farben Gelb, Rot, Blau, Grün und Weiss rechteckige Stoffstücke aneinandergereiht, bedruckt mit heiligen Texten (Mantras). Und der allgegenwärtige Wind sorgt durch die Bewegung dafür, dass das Beten ständig weitergeht. Solche Gebetsfahnen haben wir später auch auf den höchsten Gipfeln flattern sehen.
In einer anderen Palastanlage - in Patan - haben wir später sogar eine lebende Göttin getroffen. Ein prächtig ausgestattetes Gebäude war die Residenz der „königlichen Kumari“. Sie ist eine Art Stadtgöttin. Im frühen Kindesalter wird ein Mädchen ausgesucht. Dieses wohnt dann mit seiner Familie in einem eigenen Palast, erhält dort seine Ausbildung und erfüllt wichtige Funktionen. Zu religiösen Festen und bestimmten politischen Anlässen wird die Kumari feierlich mit einer Sänfte getragen und repräsentiert und amtiert. Mit ihrer ersten Menstruation ist sie nicht mehr für das Amt geeignet und eine Nachfolgerin wird bestimmt. Eine der Funktionen der Kumari ist es, sich hin und wieder in festlichem Ornat dem Volk zu zeigen. Das Volk waren in diesem Falle wir, Glück hatten wir auch, die Göttin erschien auf dem Balkon, Fotografieren war verboten, aber Staunen erlaubt.

Menschen und Gesichter

Ich habe die Menschen, denen ich in Nepal begegnet bin, als freundlich, offen und zurückhaltend erlebt. Leider waren viele fotografierscheu, und so habe ich mir viele eindrückliche Gesichter nur merken können. Kinder gab es überall, und zu ihnen war schnell Kontakt hergestellt. Ein Mädchen hat mich in scheuem Abstand wohl eine Viertelstunde lang begleitet, immer mal wurden drei Worte in – beiderseits - gebrochenem Englisch gewechselt. Es trug eine schmucke Schuluniform. Eigentlich herrscht in Nepal eine fünfjährige Grundschulpflicht. Aber viele Kinder – vor allem in ländlichen Regionen - können die Schule nicht besuchen, entweder weil es keine Einrichtungen und Lehrer gibt oder weil sie schlicht in den Haushalten mitarbeiten oder schon früh selbst Geld verdienen müssen. Von den sieben einheimischen Sherpas, die uns später auf der Trekking Tour begleitet haben, hätte ich gern beim Abschiedsfest ein Autogramm in mein Tagebuch gehabt – vier von ihnen konnten nicht einmal ihren Namen schreiben …

Vieles im all-täglichen Leben ist noch stark nach Geschlechtern getrennt, z.B. sitzen Männer gern in öffentlichen Gesprächshallen, während die Frauen Wäsche waschen oder auf dem Feld arbeiten oder am Spinnrad sitzen. Handwerkliche Tätigkeiten werden meist von Männern ausgeübt, nach Techniken, die vor Hunderten von Jahren genauso praktiziert wurden. In einer Welt, die sich in ewigen Kreisläufen bewegt, muss sich nichts verändern, passiert kein Fortschritt. Ein kleiner Junge in viel zu großen Gummisandalen, in abgewetzter Kleidung, stolz mit einer leeren Coladose in der Hand, neben ihm eine würdige alte Dame in festlichem Gewand auf dem Weg zum Tempel, die Gesichter von Hindu-Asketen unmittelbar neben denen langhaarig-verklärter jugendlicher Hippies aus westlichen Ländern, das hatte schon seinen eigenen Reiz.

Der Flug nach Lukla

Unsere Trekkingtour zu Füßen des Himalaya sollte in Lukla beginnen. Also noch einmal hundert Kilometer Flug. Aber eben zum berühmt-berüchtigten Flugplatz in Lukla. Wir bestiegen in Kathmandu mit etwas gemischten Gefühlen eine kleine Maschine, in der etwa 20 Personen Platz hatten. Zu Hause hatte nämlich drei Monate vor unserer Reise eine Meldung in der Zeitung gestanden, dass am Flughafen von Lukla ein Flugzeug zerschellt war, 22 Tote, Touristen, die beim gleichen Reiseveranstalter eine Tour gebucht hatten wie wir.
Das Fliegen war rustikal. Die beiden lederbejackten Herren im Cockpit mussten abwechselnd die Scheiben innen von herablaufendem Kondenswasser freiwischen. Ein mürrischer Herr in der ersten Reihe hatte sichtbar all das bei sich, was in Flugzeugen eigentlich streng verboten ist: Eispickel, Kletterseil, Wanderstöcke …
Wir flogen in engen Gebirgstälern. Hin und wieder hoffnungsvolle Aussicht auf nebelverhangene Gipfelzüge. Dann noch zwei Warteschleifen im engen Tal, weil der Andrang der Maschinen an diesem Morgen groß war. Manchmal können nämlich tagelang aus Wettergründen überhaupt keine Flugzeuge starten und landen, das macht Stau. Auch an guten Flugtagen gibt es nur ein morgendliches Zeitfenster von zwei nebelfreien Stunden, und da wollen möglichst viele fliegen.
Landeanflug. Es geht immer mehr auf eine hohe Felswand zu. Eine Landebahn ist nicht zu sehen. Ich gucke nach unten zum Rad. Da erscheint Asphalt, nach zwanzig Metern Bodenkontakt, sofort werden alle Bremsen angezogen und wir kommen noch vor der Felswand zum Stehen. Die Landebahn in Lukla ist reichlich 250 Meter lang und führt ziemlich steil nach oben (bzw. beim Starten nach unten). Unsere Maschine dreht auf den Stellplatz, wir klettern raus, unsere Gepäcksäcke poltern auf die Rollbahn, der Motor röhrt weiter, die nächste Gruppe steigt ein, und fünf Minuten später stürzt sich die Maschine den Hang hinunter. Erlebnis.

Der Trek beginnt
Etappen 1+2 von Lukla über Toktok nach Namche Bazar

Unser „Wanderweg“ begann und endete in Lukla. Der erste Teil führte uns die Route entlang, die auch jeder gehen muss, der den Mt. Everest besteigen will, eine Woche zum Eingewöhnen und Akklimatisieren. Es geht jeden Tag ein paar hundert Meter (und manchmal auch eintausend) hoch und runter, und immer etwas höher, damit sich der Körper allmählich an die körperlichen Belastungen und den abnehmenden Sauerstoffgehalt der Luft gewöhnen kann. Die drohende Höhenkrankheit kann dennoch gefährlich werden, auch Profis sind da nie sicher, und die Warnsignale dürfen bei Lebensgefahr nicht übersehen oder verdrängt werden. Unser Weg und der Zeitplan waren bestens ausgewählt. Wir haben jeden Tag zwei bis drei Liter Flüssigkeit zusätzlich getrunken (was den gestressten Zellen im Stoffwechsel helfen soll). Und fast alle Teilnehmer haben Stöcke eingesetzt – diese von mir bis dahin etwas beargwöhnten Nordic-Walking-Stöcke. Mein Sohn Jakob jedoch hatte gemeint: Mitnehmen, auf jeden Fall, vor allem abwärts. Und sie waren wirklich ein Segen, kein Muskelkater, keine Kniebeschwerden …
Wir sind insgesamt vielleicht 120 Kilometer weit gelaufen, Luftlinie, das Herüber und Hinüber und Herum und Hoch und Runter kommt noch dazu.
Apropos GELAUFEN. Ab Lukla geht ALLES nur noch zu Fuß. Wer von hier nach da will, muss selbst laufen. Touristengepäck, Expeditionsausrüstungen, Bierbüchsen für die Hütten, Wellblech zum Dachdecken, Holzbalken, Klobecken, die meisten Nahrungsmittel, Heu für Yaks -

fast alles, was wir unterwegs brauchten, genutzt oder gesehen haben, musste von menschlichen Trägern oder von Lasttieren hinauf transportiert werden. Wo auf normalen Landkarten Straßen sind, gab es hier oben nur Hochgebirgswanderwege, die manchmal steil und beschwerlich waren, auf Brücken über hohe Abgründe führten, und die einzige Möglichkeit darstellten, sich zu bewegen. Kein Fahrrad, kein Motorrad, kein Geländewagen, selten nur Strom von Solarzellen oder aus kleinen Wasserkraftwerken für das Notwendigste – eine sehr stille und sehr einfache Welt.

Unser Weg führte zunächst noch durch grüne, baumbestandene Täler (Rhododendron-Wälder!), weit unten toste der Fluss, der von den Gletschern herunterkam, manchmal ließ sich schon ein schneebedeckter Gipfel sehen. Wir gewöhnten uns zunächst an den 8-Kilo-Rucksack auf dem Rücken, in dem die notwendigsten Dinge für den Tag waren (Brillen, Medikamente, Wechselwäsche, Regenschirm, Fotoapparat - mit Wechsel-Akkus!, Getränke, Not-Müsli-Riegel, Cremes) und an den Gebrauch der Stöcke. Der 15-Kilo-Gepäcksack mit Schlafsack, Ersatzschuhen und den anderen schweren Teilen wanderte uns voraus - je zwei solcher Säcke auf dem Rücken von zwei Trägern und der Rest festgebunden auf dem Rücken von drei „Yaks“. Ich schreibe „Yaks“, weil die zwar so heißen, aber in Wahrheit keine sind. Yak und Nak heißen das männliche und weibliche Exemplar einer Wildtierart, zottige Wildrinder, robust, genügsam, und geübt im Herumklettern auf steilen Berghängen. Aber nicht unbedingt gewillt, freundlich Lasten für Menschen zu transportieren. Um das möglich zu machen, werden (männliche) Yaks mit normalen weiblichen Kühen gekreuzt. Wenn die Nachkommen weiblich sind, heißen sie Dzum, dürfen auf den Berghängen grasen und liefern Milch, Butter und Käse für die Bauersfamilien. Wenn die Nachkommen männlich sind (= Dzopchuk), sind sie erstens unfruchtbar, zweitens aber haben sie zwei gute Eigenschaften in sich vereint: Sie sind robuste Bergtiere und sie sind friedfertig wie Kühe – ideal geeignet als Lastenträger. Manchmal werden im Gebirge als Lasttiere auch Maultiere eingesetzt.
Auf unseren Wegen kamen wir nun häufig an Mani-Mauern vorbei, steinerne Wälle, belegt mit Steinplatten, in die heilige Verse eingemeißelt sind oder aufgemalt wurden. Solche heiligen Stellen (dazu gehören auch Fahnenmasten, von denen Gebetsfahnen wehen) müssen immer links herum (im Uhrzeigersinn) umschritten werden, auch wenn das manchmal einen Umweg bedeutet.

Es gab Häuser, die am steilen Hang abenteuerlich auf Stelzen errichtet worden waren. An besonders gefährlichen Brücken wehten besonders viele Gebetsfahnen (von den Wanderern, die nach oben gingen, als Wunsch für eine gute Reise, von denen, die herunterkamen, aus Dankbarkeit für das gelungene Unternehmen aufgehängt). Nachdem wir in einem Stück tausend Meter Höhe erklommen hatten, erreichten wir die „Hauptstadt des Sherpa-Landes“, Namche Bazar, ein schmuck herausgeputztes kleines Städtchen (alles hochgeschleppt!). Und nach schlappem Durchschreiten des Stadttors standen wir – vor einer deutschen Bäckerei. Warmer Hefezopf mit einem ordentlichen Milchkaffee, unser Häuptling gönnte sich ein Stück Schwarzwälder Kirschtorte. Da war die Welt schnell wieder in Ordnung.
Abends saßen wir noch im Aufenthaltsraum in unserer Lodge, Sitzgelegenheiten und Tische an den Wänden entlang aufgestellt, in der Mitte des Raumes immer ein eiserner Ofen, den wir in den nächsten Tagen noch sehr zu schätzen lernten. Ausblick auf ein tolles Gebirgspanorama, Gewürztee, dann Verschwinden im Schlafsack (Thermosflasche mit Trinkwasser und Fotoapparat aus Gefrierschutzgründen mit hinein), den Kreislauf beruhigen, träumen …
Um 7 in der Frühe war Aufstehen angesagt (manchmal auch um 6). Dann hieß es: Waschen und Zähneputzen (flüssiges Trink-Wasser aus dem Schlafsack). Dann schnell Einpacken: Was muss in den Tagesrucksack, was kommt in die Tragetasche? Letztere stand dann eine halbe Stunde vor dem Frühstück bereit, die Träger bepackten sich und die Tiere und wanderten uns voraus zum nächsten Quartier.

Trinken und Essen

Ich war wieder einmal in einem Land, in dem ganz normales Trinkwasser selten und ein Wertgegenstand ist (wie gut geht’s mir zu Hause, wo immer und überall hygienisch einwandfreies Trinkwasser aus dem Hahn kommt!). In Nepal trinken die meisten Menschen kein Trinkwasser. Für uns Touristen stand immer einwandfreies Wasser zur Verfügung, abgefüllt in folieverschweißten Plasteflaschen. In Kathmandu bekam

man eine Literflasche für 10 bis 20 Rupies, je höher wir hinaufstiegen, desto mehr kostete eine Flasche (am höchsten Punkt unserer Wanderung 300 Rupies = 3 Euro). Das Wasser war bitter nötig zur Versorgung des geplagten Körpers (2 bis 3 Liter zusätzlich am Tag, vorbeugend gegen die Höhenkrankheit und ergänzend gegen die drohende Austrocknung bei nur 10 Prozent Luftfeuchtigkeit).
Wasser ist auch bei der Körperpflege ein Luxusartikel. Wenn überhaupt ein Wasserhahn zur Verfügung steht, kommt da 5 Grad kaltes Wasser heraus, was den Waschvorgang dramatisch abkürzt. Wir konnten in manchen Hütten auch warmes Wasser für die Körperpflege kaufen (1 Blechschüssel 1 Euro, 1 Eimer 3 Euro), aber Waschen aus einer Blechschüssel ist nicht sehr effektiv, oft war das Wasser auch schon beim Transport auf Umgebungstemperatur abgekühlt, oder es fehlte ein zweiter Mann, der dem anderen das warme Wasser effektiv duschenartig über den Kopf gießen konnte. Wir haben das Fehlen von Warmwasser und Dusche zwei Wochen lang tapfer und abenteuer-gewillt ertragen, aber was machen die Menschen, für die das der Normalfall das ganze Jahr über ist? Auch Wäschewaschen ist – mit kaltem Wasser und nur mechanischen Reinigungs-Methoden (Schlagen mit Stöcken, Rubbeln der Wäsche auf Steinen) – ein beschwerlicher Akt.
Aber zum Essen. Wir (die Touristen) konnten immer reichlich und abwechslungsreich essen, bis in die höchsten Hütten hinauf gab es recht umfangreiche Speisekarten.
Früher gab es in Nepal keine Speisekarten. Wer Glück hatte, wusste, dass es zwei Mal am Tag ESSEN gab, früh gegen 9 und dann noch einmal abends. Einfach ESSEN. Dabei handelte und handelt es sich um einen

großen Berg Reis, über den Linsensuppe gegossen wird, auch saisonal gewachsenes Gemüse kann dabei sein. Erst als Touristen dafür einen Namen brauchten, wurde das Standardessen der Nepalis DAL BATH genannt (Reis mit Linsen).

Wir haben oft – und mit Genuss – Dal Bath in wechselnder Gestalt gegessen. Mal mit Mangold oder Möhren, mal mit Böhnchen oder scharf gewürztem Rettich, mal mit Kartoffeln (als Gemüse) und mal mit Weißkraut. Für uns Westler stand manchmal auch Fleisch auf dem Speiseplan (Hindus und Buddhisten sind normalerweise Vegetarier). Wir aßen Nudeln mit und ohne Ei, mit Tomaten und mit Käse. Ich lernte Momos kennen, gefüllte Teigtaschen, mal gedünstet und mal frittiert. Omeletts wurden auch hin und wieder geordert. Standard waren Omeletts auf unserer Hüttentour. Es gab sie pur, mit Käse, mit Früchten, mit Kräutern, dazu meist Toast mit Butter und (manchmal) Marmelade. Zu jedem Frühstück gehörte Porridge, ein sättigender Haferschleim in verschiedener Konsistenz. Ich habe manchmal Müsli hineingerührt.
In Kathmandu bin ich mal mit Micha in ein „Restaurant“ gestolpert, in dem wir die einzigen Gäste waren. Sprachliche Verständigung Null, aber eine Speisekarte mit Bildchen. Wir wählten. Zunächst wurde ein Mann losgeschickt, der offenbar erst einmal die Zutaten einkaufen ging. Inzwischen gab es kostenlos Wasser. Nach erstaunlich kurzer Zeit war der Zutatenkäufer wieder da und der Koch fertig, und vor uns stand ein Teller mit köstlich gewürztem Reis, angereichert mit frischem Gemüse und diversen Früchten. Das Ganze bekamen wir für 70 Cent je Person. Großartig – und ein bisschen beschämend auch.

Sherpas und „Sherpas“

Die meisten wissen inzwischen, dass bei den großen Touren hoch auf die Achttausender im Himalaya immer auch Sherpas dabei sind. Schon der Neuseeländer Edmund Hillary stand nicht allein auf dem Mt. Everest, sondern er war zusammen mit einem Sherpa dort oben. Ohne Sherpas geht nämlich ab Lukla für verwöhnte Touristen gar nichts.
Sherpa ist eigentlich die Bezeichnung eines Volksstammes, der vor 500 Jahren aus Tibet nach Nepal eingewandert ist und sich in den Höhenlagen angesiedelt hat. Da bei Expeditionen fast immer die Hilfe von Sherpas als ortskundige Wegführer und als Träger in Anspruch genommen wurde, ist die Bezeichnung „Sherpa“ inzwischen auch als eine Berufsbezeichnung üblich (heute können als Träger auch die Angehörigen anderer Volksgruppen tätig sein).
Unsere Tour war nur mit sieben solchen Helfern möglich. Vier waren echte Sherpas. Sie wanderten stets mit uns in der Gruppe. Sie waren orts- und wetterkundige Führer, Kellner, Krankenpfleger (eine Teilnehmerin hatte sich am 2. Tag den Arm glatt gebrochen, ihr stand für den Rest der Tour ein persönlicher Begleiter zur Seite). Einer von ihnen machte das Tempo. Immer als erster gehend, legte er durch seine Schrittzahl fest, wie schnell wir die nächste Etappe angingen. Er durfte nicht überholt werden, da gab ein Mensch mit Erfahrung das Tempo für alle vor, angepasst an das Leistungsvermögen der ganzen Gruppe, auch die Langsamen hinten blieben im Blick. Ein zweiter Sherpa lief als letzter und passte auf, dass niemand verloren ging. Und als unterwegs ein Ehepaar Magenprobleme hatte und nicht mehr weiterkonnte, blieb einer der Männer bei Ihnen über Nacht und hätte sie im Notfall auch zu Tal geleitet – in diesem Fall brachte er sie auf ihren Wunsch in einem Gewaltmarsch wieder zur Gruppe nach vorn.

Das Sherpa-Dasein als Träger ist ein harter Job. Unser Chef-Sherpa erzählte, dass er auch einmal als Träger angefangen habe. „Ich war damals 8 oder 9 Jahre alt. Und ich habe vielleicht 20 Kilogramm auf dem Rücken

getragen.“ Unterwegs trafen wir Träger, die bis zu 120 Kilogramm mit Stirnriemen und auf dem Rücken schleppten. Zur Ausrüstung gehört ein massiver Stock, genutzt als Gehhilfe und zum kurzen Aufsitzen mit der Last unterwegs. Als Tragegefäß wird ein Korb verwendet, oft nach oben mit Stäben erweitert. Der Korb wird allein mit einem breiten Band an der Stirn getragen. Manche Träger verwenden zusätzlich polsternde Kissen am Rücken. Und dann „wandern“ sie – mit maximal 30 Kilogramm wie „unsere“ Träger oder mit 100 Kilogramm

Spanplatten oder Bierbüchsen oder Orangensaft – und das viele Stunden am Tag !
Und dennoch haben wir an manchem Abend fröhlich zusammen gesungen – und der Rum hat unseren Sherpas auch gut geschmeckt.

Landwirtschaft und Handwerk

Wir haben sehr unterschiedliche Formen von Landwirtschaft gesehen – von den fruchtbaren Tälern um Kathmandu, wo Kartoffeln und Gemüse bereits üppig wuchsen, bis hinauf auf viereinhalb tausend Meter Höhe, wo unter extremen Bedingungen immer noch Kartoffeln angebaut wurden.

In höheren Lagen fand Landwirtschaft fast nur auf terrassierten Feldern statt. Wir haben zugesehen, wie Land neu urbar gemacht wurde: Das ursprüngliche Geröllfeld wurde von den groben Steinen befreit, Stallmist und Holzkohle zur Erhöhung der Fruchtbarkeit untergemischt. Ein solches Feld hat dann im Endzustand oft nur eine Größe von drei mal zehn Metern. Aus den weggeräumten Steinen werden Mauern geschichtet, oft oben noch mit Dorngestrüpp versehen, um wilde Tiere und die Ziegen des Nachbarn fernzuhalten. Die Mauern sind aber auch wichtig als Schutz gegen die manchmal heftig tobenden Staubstürme, die den wertvollen Boden abtragen.
Die Bodenbearbeitung erfolgt ausschließlich von Hand, mit stumpfen Eisenhacken. Es war gerade Zeit der Kartoffelsaat. Auf dem Acker arbeiteten mehrere Frauen. Eine verteilte den Mist, der aus den Ställen geholt worden war, über das Feld. Eine zweite hackte den Dünger unter und machte hin und wieder ein tieferes Loch, in das die dritte Frau zielgerichtet jeweils eine Kartoffel warf (aus einem Korb, den sie trug). Woher kamen die Kartoffeln für die Aussaat? Auch das haben wir gesehen: Auf manchen Feldern waren kleine Hügel zu entdecken. Das waren die Kartoffel-„Keller“. Wegen der großen Kälte werden im Herbst zwei Meter tiefe Löcher ausgehoben, um die Knollen frostsicher zu vergraben. Jetzt im Frühling hockten Frauen in tiefen Löchern und holten das Saatgut wieder ans Tageslicht. Kartoffeln wurden bis in eine Höhe von über 4000 Metern angebaut.
Auch in großer Höhe sahen wir Gemüse wachsen (Mangold, Zwiebeln), hin und wieder auch Getreidesprösslinge (Weizen, Gerste). Am Wegrand wurden Mais- und Hirse-Körner in der Sonne getrocknet.
Die steilen Berghänge waren in der Nähe der Ortschaften geprägt von interessanten Mustern. Dabei handelte es sich um die Trittspuren der Hausrinder, die frei herumstreunten und das spärliche Gras abweideten.

Auch hoch oben im Gebirge trafen wir Handwerker. Da wurde wirklich alles in Handarbeit angefertigt, irgendwelche Maschinen haben wir nie gehört oder gesehen. So beobachteten wir mal zwei Männer in einer Schreinerwerkstatt. Sie hatten irgendwoher einen dicken Baumstamm herangeschleppt. Nun stand einer oben im ersten Stock des Hauses, der zweite unten im Erdgeschoss. Sie hielten die Enden einer zweieinhalb Meter langen Schrotsäge in der Hand und begannen Bretter zu sägen, 2 Zentimeter breit – und das über 4 Meter Länge! Knochenarbeit.
Wenn Häuser gebaut wurden, standen immer zuerst die Fenster an der richtigen Stelle. Der Rest wurde passgenau drumherum gebaut. Dafür gab es mehrere Steinmetze, die nachsahen, welche Abmessungen der nächste Stein haben musste, damit er passte. Dann wurde ein Rohling aus einem Haufen herumliegender Natursteine ausgewählt und mit Hammer und Meißel passend gemacht. Die Steine saßen danach fast ohne Fugen aufeinander.

Etappen 3 bis 5
Von Namche Bazar über Khumjung und Deboche bis Pangboche

Unser Trek führte uns zunächst weiter Richtung Mt. Everest.
Bei Namche Bazar bestiegen wir eine wenige hundert Meter hohe Anhöhe, und da sahen wir ihn wirklich zum ersten Mal, den Berg aller Berge! ……
Die Teilnehmerin mit dem geschwollenen Arm bekam in einem bescheidenen Hospital die amtliche Bestätigung dafür, dass es sich um einen glatten Bruch handelte, ein ordentlicher Gipsverband wurde angelegt und es gab gute Wünsche für den weiteren Weg.
Die Ausblicke waren atemberaubend. Ständig vor uns befand sich in den nächsten Tagen ein beeindruckend aufragendes Stück Gebirge, die Spitze der (weiblichen) Ama Dablam. Am Hotel „Everest View“ (zu dem man sich per Hubschrauber fliegen lassen kann, um sofort mit Sauerstoff versorgt zu werden – Höhenkrankheit! - und dann für ein paar Stunden den Blick zu genießen!) waren wir dem Everest wieder ein Stück näher. Besser haben wir ihn nicht mehr gesehen, denn am nächsten Tag – zu Füßen der Ama Dablam - verwehrte uns Nebel die Sicht.

Man musste sich das immer einmal bewusst machen. Wir waren längst auf einer Höhe, die Deutschlands höchster Berg, die Zugspitze, nicht erreicht. Um uns standen große Bergriesen, die noch einmal tausend Meter hoch aufragten. Und dann tauchten in der hinteren Reihe weiße Giganten auf, und dorthin ging es noch einmal drei- bis viertausend Meter hinauf!
Wir begnügten uns damit, dass es immer mal ein paar hundert Meter runter und wieder hinauf ging, und dann standen wir an einem der berühmtesten buddhistischen Klöster, in Tengboche. Die Anlage, in großartiger Bergkulisse gelegen, war vor wenigen Jahrzehnten bei einem Erdbeben völlig zerstört worden, konnte aber – auch mit Hilfe aus Deutschland – wieder erstehen.
Abends stieg ich aus meinen staubigen Schuhen und bestaunte die nassen Flecken, die meine Füße auf dem Steinboden hinterließen. Also Einlegesohlen herausziehen, Socken ausziehen, alles über Nacht lüften … Manchmal habe ich auch einen Waschtag eingelegt und die feuchten Socken dann als Fähnchen an meinem Rucksack getrocknet.
Bei Gewürztee (heiß und süß und mit Milch), Bier und Rum saßen wir dann noch um den Ofen und sangen Internationales zur Gitarre.
Beim Aufstehen in Deboche sahen wir noch einmal aus unserem Zimmerfenster (ohne Aufpreis) den Mt. Everest und die schöne Ama Dablam im Doppelpack. Wir mussten nur erst innen das Eis vom Fenster kratzen.
Wir wanderten in bizarrer Natur (dichte grüne Flechten wehten an allen Bäumen), trafen zwei reh-artige Tiere (Moschustiere, mit großen spitzen Hauern). Auch Fasanen wuselten durch den Märchenwald.

Sehnsucht nach Wärme

Beim Marschieren wurden wir von allein warm. Aber wenn wir abends die nächste Lodge erreicht hatten, kroch langsam die Kälte hoch. Zunächst mussten wir uns in den Zimmern einrichten. Einfache Räume, zwei Liegen mit Schaumstoffmatratzen, einscheibig verglaste Fenster mit breiten Spalten im Holz, Temperatur also innen wie außen, und manchmal hieß das: deutlich unter Null. Also schnell mit zusätzlicher Unterwäsche und Schafwollsocken in den Aufenthaltsraum, zum Ofen. Wenn der noch nicht geheizt war, rettete uns eine Kanne Tee über die nächste Stunde. Irgendwann kam dann ein netter Mensch, füllte Brennmaterial in den Ofen und heizte an. Was wurde da eingefüllt? Nicht Kohlen und nicht Kerosin, und meistens auch kein Holz. Nepal hat wegen des enormen Bedarfs an Brennmaterial in wenigen Jahrzehnten mehr als die Hälfte seiner Wälder verloren. Holznutzung ist verboten oder streng reglementiert. Was dann? Unterwegs hatte ich gesehen, dass Leute auf Wiesen unterwegs waren und etwas einsammelten. Steine? Nein, es war Yak-Kacke. Sie wird, genauso wie das Material, das in den Ställen anfällt, getrocknet und als Brennstoff verwendet. Zwei Milliarden Menschen auf dieser Welt haben keinen anderen Zugang zu Energie. Der getrocknete Dung verbrennt ohne besondere Gerüche und macht die Hütte schön warm. Aber für warmes Wasser ist dann eben nichts mehr übrig.

Etappen 6 bis 8:
Von Pangboche über Dole und Machhermo nach Gokyo

Wir verließen jetzt die Route, die zum Everest führt, und wanderten auf einem herrlichen Höhenweg hinüber in ein anderes Tal. In 4000 Metern Höhe turnten die Packtiere vor uns her. Unterwegs beäugten uns Himalaya-Thars, eine Art Steinbock. Die dichten Berberitzen-Büsche, die wegen ihrer Stacheln von den Tieren verschmäht werden und deshalb überleben, trugen noch dicke Eispanzer von der Nacht. Es trübte sich zunehmend ein, regnete auch etwas, sodass wir für den Rest dieses einzigen Schlechtwettertages (!) durch den Nebel trabten und schlüpfrige Hänge hinunterschlitterten. In Dole schliefen wir im „Yeti Inn“. Der Yeti, sagenhaftes Fabelwesen, hier also gehörte er her! In einem Kloster konnten wir – gegen Gebühr - einen „echten“ Yeti-Skalp

bestaunen, und auf einer amtlichen Karte stand der Eintrag, dass am Rande unseres Weges „1974 ein Yeti drei Yaks getötet und eine Frau belästigt“ habe.
Drei Tage lang wanderten wir in einem breiten, baumlosen Tal nach Norden. Gute Sicht nach allen Seiten. Und hinten im Tal tauchte, noch wolkenverhangen, unser dritter Achttausender auf, der Cho Oyu an der tibetisch-nepalesischen Grenze.
Wir erreichten die letzten Häuser mit einfacher Landwirtschaft. Einige Stunden später passierten wir drei Seen (auf einem schwammen zwischen Eisschollen zehn vergnügte Enten), und dann waren wir in Gokyo, einer Siedlung, die es nur dank des Tourismus gibt. Menschen können hier oben eigentlich nicht leben.

Abends gab es etwas Aufregung. Laut Reise-Plan sollte/wollte die Gruppe am nächsten Tag noch einen „Ausflug“ auf den benachbarten Gokyo Peak machen, 600 Meter höher gelegen, um dort im Sonnenaufgang noch einmal zum Mt. Everest hinüberzublicken. Aber: Am Abend schneite es ziemlich heftig. Und da beschlossen einige, auch Micha und ich: Nein, wir gehen nicht. Am Morgen um 4 startete etwa die Hälfte der Gruppe – und sie haben den Sonnenaufgang voll genossen. Wir zwei Verweigerer waren auch wach geworden, und um 6 konnte uns nichts mehr halten. Wir wollten auch noch ein Stück den Berg hoch. Also raus ohne Gepäck. Ein sonnig-strahlender Morgen. Der zur Sicherheit zurückgebliebene Sherpa übernahm unsere Betreuung und die Führung, und wir stiegen. Die Erschwernisse durch den Schnee hielten sich in Grenzen, Micha hatte einen Höhenmesser bei sich, und als 5008 Meter erreicht waren, hatte er sich seinen Traum (einmal auf 5000!) erfüllt, Foto in der Morgensonne, Abstieg zum gemütlichen Frühstück.
Von oben hatten wir noch einen Blick auf einen der größten Gletscher in Nepal. Eine bedrohliche, schmutziggraue, von Geröll übersäte Eismasse. An den Rändern war zu sehen, dass der Gletscher schon mehr als hundert Meter an Dicke verloren hatte. Abschmelzen im Klimawandel. Von den Schmelzwässern des Himalaya hängt die Trinkwasserversorgung von 500 Millionen Mensch in Asien ab.
Da die Alm Gokyo der höchste Punkt unseres Treks war, noch einige Erfahrungen zum Zurechtkommen in großer Höhe. Ich hatte unterwegs beim Laufen nie irgendwelche Probleme. Glück gehabt, aber das lag sicher auch an der gut ausgewählten Tour und an dem immer passenden Tempo, das unsere Sherpas vorgaben. Das Schlafen war durchaus schwieriger. Nun sind schon die allgemeinen Bedingungen nicht gerade schlaffreundlich: Enger Schlafsack, Raumtemperatur unter Null, zwei Lagen Unterwäsche … Dennoch kam noch etwas dazu. Vor allem beim Herumdrehen in der Nacht – eigentlich ein einfacher Vorgang – kam es öfter vor, dass diese körperliche Anstrengung dazu führte, dass ich nicht nur auswachte, sondern mein Körper heftig nach Sauerstoff verlangte. Atemnot, Erstickungsangst. Ein paar Minuten bewusstes Atmen beseitigten die Panik – bis zur nächsten Drehung.

Blumen und Blüten

In Nepal war Frühling. Auf den Wiesen „unten“ in Lukla (2800 Meter hoch) blühten überall blassviolette Blumen, ich rate mal: Primel oder Himmelschlüssel.

Viel weiter oben gab es dann Enzian (?), dessen Blüten mit zunehmender Höhe immer kleiner wurden (5 Millimeter Durchmesser).
Beeindruckend waren die allgegenwärtigen Rhododendron-Wälder, die auch noch auf 4000 Metern Höhe anzutreffen waren. Richtige Bäume, nicht nur Büsche. Dort oben hatten die Bäume noch mit den Folgen des harten Winters zu kämpfen, zusammengerollte Blätter, Blüten noch im Ansatz. Aber 2000 Meter weiter unten standen viele Exemplare schon in voller Blüte. Ein paar Wochen später ist sicher die ganze Welt vorübergehend in leuchtendes ROT getaucht.
Weiter aufgefallen ist mir eine Art Maiglöckchen-Strauch mit rhododendron-ähnlichen harten Blättern, einige rosaprangende japanische Kirschen, und immer wieder weiß-leuchtende Magnolienblüten. Weihnachtsstern, bei uns eine Topfpflanze, wuchs in den Tälern Nepals als stattlicher 10 Meter hoher Baum.

Etappen 9 bis 11: Von Gokyo über Machhermo und Namche Bazar nach Lukla

Bei strahlendem Sonnenschein ließen wir den mächtigen Cho Oyu hinter uns.
Nun ging es in drei Etappen, die auch schon mal mehr als 9 Stunden andauerten, wieder hinunter nach Lukla.

Der Schnee der letzten Nacht hatte das Kraxeln an manchem steilen Wegstück noch um zwei Schwierigkeitsstufen verschärft. Entschädigt wurden wir durch ein großartiges Panorama, 360 Grad rundum, und in bestem Licht.
Wir kamen wieder an Häusern vorbei, in denen Menschen richtig ganzjährig wohnen. Drei mal sechs Meter „groß“, die Wände aus Naturstein gesetzt, ein oder zwei Fensterlöcher (die aber mit Brettern und Stoff zugestopft sind, um die Kälte fernzuhalten), eine Tür. Das Dach ist gedeckt mit flachen Steinplatten und im Übrigen mit allem, was schwer und dicht genug ist (Bretter, Plasteplanen, flachgeklopfte Blecheimer …).

Ein Blick nach innen: Es ist stockdunkel, das ganze Familien-Leben findet in einem Raum statt, wenige Haushaltsgegenstände in Nischen oder Regalen an der Wand oder von der Decke herabhängend, Schlafstellen zu ebener Erde, in der Mitte des Raumes brennt ein offenes Feuer, die Abgase ziehen durch den Raum, darüber unter dem Dach ist die Decke mit Ruß und Teer verklebt.
Wir haben beim Abwärtsgehen wieder den Kopf frei für zusätzliche interessante Dinge. Da ist die schöne Struktur einer Mauer aus Feldsteinen, ein andermal bewundern wir im Liegen den Flug von weiß-regenbogengesprenkelten Flockenwolken am Himmel, ich habe den Ehrgeiz, im Himalaya doch noch einen richtigen ROTEN Stein zu finden (was schwierig war).
Noch einmal wehen Flechtenvorhänge im Wald. Ama Dablam und Mt. Everest grüßen aus dem Seitental, in dem wir in unseren ersten Trekkingtagen unterwegs gewesen waren.
Als wir von Namche Bazar aus steil nach unten gehen, kommt es immer wieder zu Staus. Im „Gegenverkehr“ begegnen uns große Gruppen von Trägern und Lasttieren. Das liegt zum einen daran, dass in den zurückliegenden drei Tagen kein Flugzeug in Lukla starten und landen konnte, und nun am heutigen Morgen alles reingeflogen wird, was hoch muss. Und hochwärts wird jetzt die gesamte Ausrüstung der Expeditionen geschleppt, die in den nächsten Wochen vom Basislager aus den Mt. Everest bezwingen wollen. Alles, was für die Expedition in den nächsten Wochen benötigt wird, muss – so ist die strenge Spielregel – nach oben gebracht und nach Abschluss komplett wieder nach unten getragen werden. Wir sehen Körbe voller Kochgeschirr, Kisten mit Bier, Kartons mit Wasser, ein Mann schleppt eine riesige Teppichrolle (Fußbodenbelag für das große Aufenthaltszelt), ein anderer den kühlschrankgroßen Stahlrahmen für den unverzichtbaren Toaster …
Noch einmal geht es über die sieben großen Hängebrücken, dann der letzte Mani-Stein (links herum!). Am Ortseingang von Lukla stehen wir nachdenklich vor einem Gedenkstein, der für die Opfer eines Flugzeugabsturzes errichtet wurde, wir lesen deutsche Namen. Ich bin froh und dankbar, dass wir alle heil und munter wieder unten sind und uns zum Abschiedsfoto unter das Stadttor stellen.

Abschiednehmen 1

Nun beginnt das Abschiednehmen. Micha hat schon länger beschlossen, dass diese seine letzte Tour in den Himalaya war. Die schweren Lederschuhe, die ihn treu drei Mal begleitet haben, werden geputzt und später dem Sherpa geschenkt, der uns geführt hat. Abends ist Abschiedsfete. Wir haben in der Gruppe Geld gesammelt, das nun – streng nach der Gruppenhierarchie – in Umschläge aufgeteilt und den Sherpas feierlich übergeben wird. Dazu bekommt jeder ein mittelgroßes Häufchen, bestehend aus Vlies-Pullovern, Unterhosen, Schokoriegeln, Turnschuhen und anderen nützlichen Dingen, die wir nun nicht mehr brauchen und hier lassen.
Die Begleitmannschaft, von der wir uns nun trennen, isst und trinkt und tanzt und singt noch einmal mit uns. Unsere Tour war insofern etwas ungewöhnlich, als wir eine Gitarre dabei hatten und gleich drei Leute, die sich darauf versucht haben: Papa Bine (Nationalfolklore und evergreene Hits), Micha (Wanderlieder) und ich („Wild thing“ und anderer Rock der 1960er Jahre). Die Sherpas haben uns „Resam tirili“ beigebracht, und wir haben uns – nachdem ich auf einer langen Wanderung den Text rekonstruiert hatte – z.B. mit „Blowin in the Wind“ revanchiert. Unser Reiseleiter Bine bekam von der Gruppe dann einige Tage später in Kathmandu ein T-Shirt überreicht, auf dem zur Erinnerung von Hand eingestickt war: „Rock-Star-Tour to Gokyo Ri – 10 Mar – 26 Mar 2011“.
Abschiedsfoto von allen 21 Mitläufern.
Am nächsten Morgen stürzt sich ein Flugzeug mit uns erfolgreich die Rollbahn von Lukla hinunter. Diesmal sitze ich auf der richtigen Seite und genieße das zurückbleibende Gebirgs-Panorama. Terassenfelder an den Berghängen, die Täler werden weiter, die Landschaft wird immer grüner, dann der Smog über Kathmandu. Wir beziehen wieder unser Hotel.

Noch ein Ausflugstag

Wir nutzen den nächsten Tag, um für die Lieben zu Hause einzukaufen, aber auch zu Bildungszwecken.
Eine Busfahrt bringt uns nach Pashupatinath am Heiligen Bagmati-Fluss. Hier steht einer der fünf wichtigsten Tempel, die ein gläubiger Hindu in seinem Leben besucht haben sollte. Diesmal durften wir (was sind wir Westler eigentlich - Ungläubige, niederste Kaste, gar nicht richtig existent?) das Heiligtum nicht betreten.

Am Fluss, der träge am Tempel vorbeifließt, befindet sich eine der vielen Verbrennungsstellen von Kathmandu. In der Drei-Millionen-Stadt stehen jeden Tag mehr als hundert Leichenverbrennungen an. Nach hinduistischem

Verständnis ist der Tod eines Menschen seine Rückkehr in die Kreisläufe des Lebens, der Natur. Durch die Verbrennung geschieht die Rückführung zu den vier Elementen Feuer, Wasser (daher die Lage der Verbrennungsstellen am Fluss, die Asche wird dem Fluss übergeben), Luft und Erde (etwas Asche wird in der Erde vergraben). Da sahen wir eine lange Reihe von steinernen Podesten. Auf manchen waren schon Holzstapel für die nächsten Toten vorbereitet. Die Leichname werden nackt in ein Tuch gehüllt. Der älteste Sohn verrichtet die letzten Dinge, ordnet das Brennmaterial und zündet den Stapel an. Nach der Verbrennung werden die Rückstände dem Fluss übergeben. Sofort gehen Jugendliche im Wasser auf Suche nach geschmolzenem Goldschmuck. Dem Sohn werden noch am Verbrennungsplatz die Haare kahl geschoren. Als Zeichen der Trauer wird er nun ein Jahr lang weiße Gewänder tragen. An anderen Stellen am Flussufer saßen Familien, die jährlich hierher zurückkehren und unter Anleitung eines Priesters der Toten gedenken.

Im Umfeld des Tempels leben auch viele Heilige Männer, Asketen, Bettler in teilweise abenteuerlichem Outfit. Beim Weggang von diesem düsteren Ort kamen wir an Verkaufsständen vorbei, die grelle Farbpulver anboten. In Nepal wurde in diesen Tagen gerade ein Farbenfest gefeiert, bei dem man sich gegenseitig mit Farbe bekleckert. Kontraste!

Wir fuhren weiter zum berühmtesten Stupa Nepals nach Bodnath (6. Jh.). In diesem Stadtteil haben sich nach der Flucht des Dalai Lama viele seiner Anhänger aus Tibet angesiedelt. Ein ringförmig mit Häusern umbauter riesiger Platz wird ausgefüllt von einem weißen Kolossal-Bauwerk, mit farbenfrohen Gebetsfahnen und Skulpturen geschmückt und gekrönt von dem typischen Türmchen mit dem Buddha-Gesicht, das nach allen Seiten blickt. Wasserschalen, Räucherwerk, Glocken und eine nicht-enden-wollende Reihe von Gebetsmühlen, die das Bauwerk umschließt.

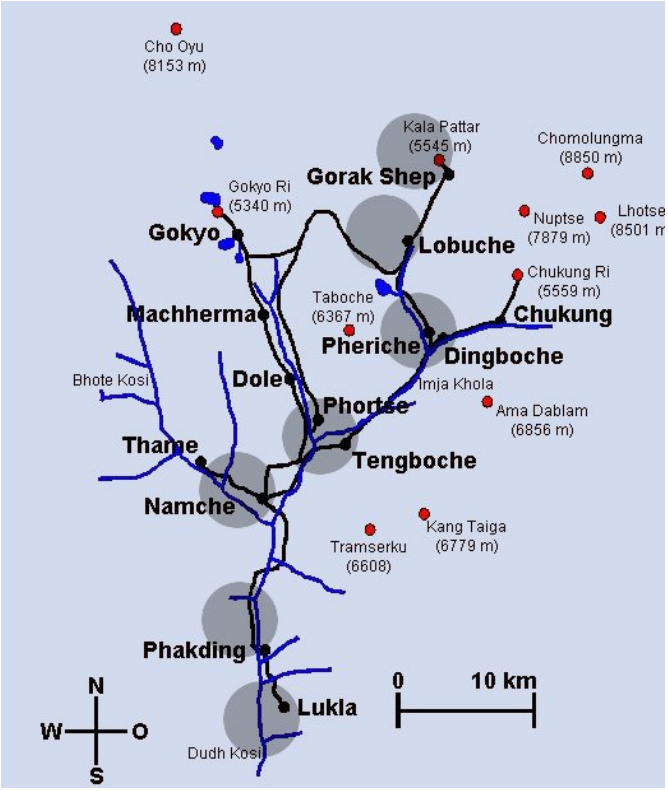
Zuletzt brachte uns der Bus noch 30 Kilometer hinaus in die Palaststadt Bhaktapur. Ein beschauliches Städtchen mit mittelalterlichem Flair, vom Zahn der Zeit schon etwas angenagte alte Häuser, holzgeschnitzte und reich verzierte Mansarden und Fenster. Entlang der Straße immer einmal offene, säulengestützte Hallen, in denen (ausschließlich) Männer saßen, vor sich hin starrten oder in Gespräche vertieft waren. Die Frauen hatten anderes zu tun, z.B. am Straßenrand den Schmutz aus Wäschestücken durch Rubbeln und Schlagen mit einem Holz zu entfernen. Die ganze Stadt hat noch heute nur eine Wasserversorgung über offene (und öffentliche) Brunnen. Die Leute kommen mit ihrem Wassergefäß, binden einen Eimer an ihren mitgebrachten Strick, füllen diesen im Brunnenschacht (bis 40 Meter tief) und tragen das Wasser nach Hause. Frauen drehten am Straßenrand emsig ihr Spinnrad. An mehreren Straßen-Ecken saßen heftig diskutierende Gruppen von erwachsenen Männern. Beim Hinzutreten war klar, was sie taten: Hier wurde Mensch-ärgere-dich-nicht gespielt.

Ein Holzhandwerker zeigte mir stolz ein filigran gestaltetes Fenster (?), das er genauso baute wie seine Vorfahren vor Hunderten von Jahren. Wir konnten in einer Werkstatt zusehen, wie Papierbögen für die Druckerei produziert wurden (handgeschöpft). Nicht als Touristenattraktion, sondern das war Alltag! Ein großer Platz war Töpfermarkt, Werkstatt und Brennofen zugleich. In einer Maschine wurde von Hand das schwarze Tongemisch mit Wasser vermengt und zu dicken Strängen gepresst. Der Töpfer versetzte mit einer Stange eine große runde Scheibe in Drehbewegung und ließ dann aus Tonklumpen elegante Vasen wachsen (das durfte ich aber erst fotografieren, nachdem ich ihm ein paar Rupien zugesteckt hatte). Die Brennerei war gleich nebenan. In

einem überdachten offenen Raum waren die luftgetrockneten Gefäße dicht gestapelt, dazwischen wurde Stroh gestopft und darüber ausgebreitet, über alles eine Sandschicht gestreut – und dann ein schwelendes Feuer entzündet.
Zum Schluss besuchten wir noch eine Werkstatt, in der die traditionelle Thanka-Malerei gelehrt und ausgeübt wird. Hier werden z.B. Mandalas gestaltet. Nach vorgeschriebenen Mustern (mit tiefer religiöser Symbolik) malt ein Profi an einem solchen Kunstwerk in der Größe von 30 mal 30 Zentimetern bis zu 2 Monate lang (mit erstaunlichen Farbnuancen und manchmal mit einem Einhaar-Pinsel für feinste Gold-Striche).

Abschiednehmen 2

Am Abend fand die zweite Abschiedsfeier statt, diesmal in einem Nobel-Restaurant mit Live-Musik. Es gab – noch einmal und wieder überraschend – Daal Bath. Und Schnaps. Und Autogramme auf den Gipsarm. Wir stolperten durch die unbeleuchteten Straßen zum Hotel (hier hätten wir die Stirnlampen mitnehmen sollen!).
Nach dem Rückflug – natürlich wieder mit nervigem mehrstündigem Aufenthalt in Doha – bestiegen wir in München unseren Zug (kein Streik mehr!). Zu Hause am Bahnhof empfingen uns die besten Ehefrauen von allen. Sie hatten ein großes Banner gestaltet, mit kraxelnden Strichmännchen und Flugzeugen, und mit der Inschrift:
„Herzlich willkommen!“
Und dann gab es Kuchen im Garten.



Ausgerechnet PAKISTAN ?

„Von der Märchenwiese ins Hunzaland“
Eindrücke und Erfahrungen von einer Reise im März 2015

… Weit weg, nach PAKISTAN sollte es gehen.
Im Vorfeld hatten uns die einen für verrückt erklärt, die anderen waren höchst besorgt: Ausgerechnet Pakistan, mit Taliban und Al Kaida, und Islam und Scharia, und erst der Umgang mit Frauen??? Wir, die beiden Krauses und Micha Birgit Beier, hatten ja aber wissentlich eine „Erlebnisreise“ gebucht, und nun wollten wir auch richtig was erleben, den Nanga Parbat sehen, und wir wollten erfahren, wie es in diesem fremden Land wirklich IST und. Pakistan, ein Land, das zur Hälfte aus Felswüste besteht, eine „Islamische Republik“ ist, 200 Millionen Einwohner hat (bei der Staatsgründung 1947 waren es 30 Millionen), bettelarm, aber Atommacht. Gelegen in einer „heißen“ Zone, sowohl geologisch gesehen (Erdbebengefahr entlang der „Knautschzone“ beim Zusammenprall des indischen Subkontinents mit der eurasischen Platte) als auch politisch verstanden (Nachbarn: Iran, Afghanistan, China und der ständige Kriegsgegner Indien). Ein Land voller Kontraste: Schulpflicht – und

dennoch fast 50% Analphabeten, alle hundert Kilometer andere Spielarten des Islam, einmal extrem konservativ und andernorts sehr liberal, die Frauen manchmal tief verschleiert und kaum auf der Straße zu sehen, dann Gebiete, wo sie sich (oft unverschleiert) in der Öffentlichkeit zeigen und fast jeden Beruf ausüben

Wir landeten in der Hauptstadt Islamabad, Ende der 1950er Jahre am Reißbrett eines griechischen Planers entstanden und auf die grüne Wiese gesetzt. Großzügig. Weiträumig. Die Infrastruktur ist vom Wachstum der Bevölkerung und vom westlichen „Fortschritt“ überrollt worden, Müll ein nicht vorgesehenes und nicht beherrschtes Problem. Strom gibt es meistens (in Versorgungslücken springen vor vielen Häusern Notstromaggregate an – in der Dimension kleiner Kraftwerke). Fast jeder Hauseingang, egal ob Privathaus oder Botschaft, ist bewacht von uniformierten und bewaffneten Wächtern.
Der Autoverkehr hinüber in die benachbarte Vielmillionenstadt Rawalpindi staut sich auf einer teilweise 12-spurigen (!) Autobahn, über deren Mittelstreifen noch eine Hochstraße für den kreuzungsfreien schnellen öffentlichen Busverkehr schwebt. In den engen Straßen von Rawalpindi das Gedränge und Geschiebe und Kaufen und Verkaufen, wie man es auch aus anderen Drittweltmetropolen kennt. Traditionelle alte Architektur und Baukunst, in die Jahre gekommen und überwuchert vom Fortschritt (Kabel-Gewirr) und von westlicher Reklame, dazwischen Teestuben, Werkstätten oder Durchgänge zu beschaulichen Oasen der Stille. Ständiges Hupen, Eselskarren, von Hand geschobene schwere Transportkarren, Mopeds, mit denen die ganze Familie befördert wird (bis zu vier Personen).

Neugieriger Spaziergang zur Hauptmoschee von Islamabad. Modern gebaut. Ein großzügiges Geschenk des Königs von Saudi-Arabien (womit sicher auch eine Ausbreitung der recht konservativen saudischen Art des Islam verbunden und beabsichtigt ist). Wir „Ungläubigen“ können uns frei bewegen, mit Einheimischen unterhalten, auch fotografieren (Koranschüler, pakistanische Familien, auch Frauen, gemeinsame Gruppenbilder). Kinder nutzen im Spiel die schrägen Betonpfeiler des futuristischen Bauwerks als Rutschbahnen. Überhaupt haben wir uns in Pakistan nie bedroht oder belästigt gefühlt. Offene Menschen, neugierig, ansprechbar, hilfsbereit. Nie aggressiv oder drängend.

Beim Essen wurden wir regelrecht verwöhnt. Reiche Auswahl, immer zu viel (wir hofften, dass das Personal oder unsere Helfer bei den Wanderungen vom „Rest“ auch mit satt geworden sind). Wasser als das wichtigste Lebensmittel bekamen wir verwöhnten und besonders schutzbedürftigen Touristen immer aus verschweißten Plastikflaschen (Produzent: der Nahrungsmittelmulti NESTLÈ), keimfreie Trinkwasserqualität, auch zum Zähneputzen. Die meisten Pakistani haben zu Hause gar keinen Wasseranschluss und trinken und waschen und erfrischen sich an öffentlichen Wasserstellen (z. B. Betontrögen am Straßenrand, dort fließt natürlich kein Trinkwasser nach europäischen Maßstäben). Sonst gibt es viele heiße (und durch Kochen keimfrei gemachte) Getränke, köstlichen Grüntee oder gewürzten Milchtee oder Milch (die muss auch abgekocht werden, weil die meisten Kühe TBC haben). Zum Frühstück Porridge (Haferbrei), Fladenbrot (immer frisch gebacken), Marmelade, Honig – und Ei (gekocht, als Omelett). Produkte vom Huhn waren allgegenwärtig. Zum Mittagessen, am Abend, Huhn frittiert oder in Currysoße, manchmal aber auch Yak oder Rind oder Ziege. Zum Start Nudelsuppe, dann frischer Salat (stark zwiebellastig), zum Sattwerden Spaghetti und Reis, oft mit Gemüse (Kartoffeln!), Ei, Gewürzen und natürlich Knoblauch verfeinert. Immer dabei: duftendes Fladenbrot. Und oft als Dessert noch Obst (Melone).
Von Islamabad aus fuhren wir etwa 500 Kilometer nach Norden ins Hochgebirge, eigentlich in drei: Himalaya, Hindukusch und Karakorum. Lange Zeit folgte unsere Route dem Lauf des Indus. An den steilen Felshängen entlang ist vor einigen Jahrzehnten der Karakorum-Highway errichtet worden, eine Autobahn durchs Hochgebirge, die für China den direkten Zugang zum Arabischen Meer eröffnet hat. Die Straße ist eigentlich immer im Bau, Erdbeben und Gerölllawinen produzieren permanenten Reparaturbedarf.

Für 450 Kilometer benötigten wir 16 Stunden. Dichter Verkehr, vor allem geprägt durch die vielen beeindruckend-bunt-gestalteten-verzierten-und-geschmückten LKW, oft völlig überladen, drängte sich durch Ortschaften und balancierte auf engen Trassen in schwindelnder Höhe über dem Fluss. Manchmal ist die Straße in festen Fels gesprengt, aber oft führt sie einfach mitten durch (hoffentlich) fest-gepresstes Geröll. Uns ist zum Glück nie ein Stein auf´s Dach des Busses gefallen und wir haben auch nie einen längeren Zwangsstopp einlegen müssen. Unterwegs kamen wir durch die Millionenstadt Abbottabad. Was war da gleich gewesen? Ja, hier, vielleicht in einer Seitenstraße nebenan, hatten vor einigen Jahren die Amerikaner Osama bin Laden aufgespürt und getötet … Also doch nicht so ganz ungefährlich hier.

Inzwischen fuhren auch von Kontrollpunkt zu Kontrollpunkt (im Abstand von etwa 10 Kilometern) uniformierte Aufpasser mit, die Kalaschnikow lässig im Schoß.

Am Straßenrand findet das öffentliche Leben statt. Jeder möchte beim Kapitalismus dabei sein, als Gewinner. Als Händler, als Handwerker, mit Allerweltsangeboten wie der nächste und übernächste Nachbar auch, oder mit ausgewähltem Sortiment, mit dem Fliegenwedel am Fleischstand oder als Vulkaniseur, der schon mehrfach gebrauchte Reifen noch ein weiteres Mal auf die Felge eines Lastwagens zieht, oder als Gewürzhändler, auf dem Teppich hockend neben der Fahrbahn.

Wir wollten zum Nanga Parbat … Nein, nicht etwa besteigen, aber sehen! Das Basislager, das der Erstbesteiger Hermann Buhl genutzt hat, befindet sich mehr als 2000 Meter oberhalb des heutigen Highways. In der Schilderung unseres Reiseveranstalters zum „Detaillier-

ten Reiseverlauf“ stand knapp und fröhlich: „Nun geht es durch ein Seitental mit Jeeps steil hinauf bis zum Ende der befahrbaren Piste in Tato und von dort in einer schönen Wanderung bis zur traumhaften Märchenwiese.“ Die Jeeps waren kleine, robuste Gefährte, schon etwas in die Jahre gekommen. Mit denen sollten wir in einer Stunde 1400 Höhenmeter schaffen (zum Vergleich: von Ostsee-Niveau bis 200 Meter über den höchsten Gipfeln des Erzgebirges)? Es wurde eine abenteuerliche Tour, eine schmale Hoppelpiste, eng angeschmiegt an den Berg (immer einige hundert Meter Abgrund zur Seite), enge Serpentinen, inklusive kochendem Kühlwasser und Motorproblemen. Alles ohne Anschnallen, wobei zusätzlich noch die Rucksäcke gesichert werden mussten. Und dann noch zum Einwandern weitere 700 Höhenmeter zu Fuß hinauf. Immerhin konnte man zwischen den Baumwipfeln schon erste Blicke auf DEN BERG erhaschen. Oben waren wir etwas wacklig auf den Beinen und meine Frau sprach: Wenn ich DAS gewusst hätte, wäre ich nicht … Aber dann gab es heißen Tee, und in unserer Holzhütte lagen dicke Decken und zum Abendbrot gab es einen Pudding, auf dem WELCOME zu lesen war. Und bei fast Null Grad haben wir gut und tief geschlafen. Am nächsten Tag waren wir auf der „Märchenwiese“ unterwegs, einem idyllischen Fleckchen Erde, mit über hundert Jahre alten Bäumen bewachsen, dazwischen Weideland für Rinder und Ziegen. Als wir am nächsten Tag wieder „runter“ mussten, zeigte sich der Nanga Parbat in ganzer Schönheit, ein gigantischer Eisklotz, noch einmal fünf Kilometer höher als unser Lager.

Bei der Weiterfahrt standen wir am Schnittpunkt von drei Gebirgen: rechts der Himalaya, links der Hindukusch und geradeaus der Karakorum. Für Geologen ein Paradies – eine Gesteinsformation wechselt mit der nächsten ab, alles ist nicht richtig fertig geworden, und noch immer werden die Felsen jedes Jahr einige Zentimeter nach oben gepresst.

Längst waren wir ja inmitten der Felswüste. Eigentlich wächst hier, außer wenigen dornenbewehrten Pflanzen,

nichts. Trotzdem leben hier Menschen. In Oasen, durch jahrhundertealte Kulturtechniken zum Lebensraum gemacht. Das ist nur möglich, indem man das Wasser nutzt, das beim Abschmelzen der Gletscher zutal fließt (Niederschlag fällt viel zu selten). Das Wasser wird weit oben im Gebirge in künstlich geschlagene Kanäle gezwungen und über Kilometer zu den Ortschaften geführt. Dort sorgt ein raffiniertes vernetztes System von Kanälchen dafür, dass das Wasser jeden Garten und jedes Feld erreicht, so lange und so oft das nötig ist. Gerechte Verteilung setzt Kooperation voraus. Und so konnten wir staunen über Apfel- und Pfirsich-Bäume, die sich unter schweren Früchten bogen, farbenfrohe Blumenrabatten, Hanfplantagen und Sanddornbäume … Alles funktioniert aber nur, solange die Gletscher zuverlässig Wasser liefern.

Unser zweiter Berg hieß Rakaposhi. Da wir oben drei Tage in Zelten wohnen würden (inklusive Beköstigung aus eigener Küche), musste diesmal eine richtige Expedition zusammengestellt werden. Außer den 13 Mitgliedern unserer Gruppe kamen mit: 9 Träger mit 9 (exotisch bepackten) Eseln, 1 Bergführer und 1 Koch mit 1 Assistenten.

Zum Basislager ging es hier 1200 Meter hinauf, diesmal komplett zu Fuß. Die Wegbeschreibung („Ein kurzer Anstieg im Zickzack entlang der Seitenmoräne ist schnell überwunden, dann geht es flach über Wiesen“) wurde der mehrstündigen Kraxelei nicht ganz gerecht. Als wir immer höher und immer höher taumelten, stolperten wir schließlich über eine Kante – und waren im (Wanderer-)Paradies. Ein soooooo schönes Panorama hatten auch die Viel-Reisenden in der Gruppe noch nie gesehen! Das war der Mühe wert. Auf dem Rastplatz standen schon unser Kochzelt, ein Steilwandzelt als Speisesalon und die Übernachtungszelte für uns Touristen (unsere Helfer schliefen sehr viel spartanischer, auf ebener Erde und ohne frostsicheren Schlafsack!). Am nächsten Tag

gab es Haschkekse, in 3800 Metern Höhe erwartete uns bei Temperaturen von 29 Grad ein traumhafter Panoramablick. Unsere Träger machten mit uns ihre letzte Tour in dieser Saison, und da schlachten sie traditionell eine Ziege.

Wir machten einen Deal mit ihnen: Es gibt kein Trinkgeld, aber dafür bezahlen wir die Ziege zum gemeinsamen Essen. Die Träger erstanden dann weiter unten im Tal einen Schafbock. Er wurde – sehr würdevoll – auf der Wiese geschächtet und in Windeseile gehäutet, ausgenommen und zerteilt, und kochte dann in einem großen dunklen Kessel. Zur Feier des Tages sangen und tanzten die Träger. Wir waren schlecht vorbereitet und revanchierten uns z. B. mit dem Lied „Drei Chinesen mit dem Kontrabass“. Die Nachtruhe wurde mehrfach von markerschütternden Schreien zerrissen – das waren unsere Esel, die grässliche Chorgesänge anstimmten.
Beim Weg talab gab es bei einigen Wanderern schlimme Blasen an den Füßen. Und bei mir lösten sich die Sohlen von den Wanderschuhen ab. Böse Falle, aber einer der Schuhmacher am Straßenrand hat sie dann solide geklebt und genagelt, und da ich sie in Pakistan habe stehen lassen (sie standen nur 10 Sekunden lang), wandern sie auch heute noch.

Wir weilten dann zwei Tage in Karimabad. Kulturprogramm. Besichtigung des Palastes des Mir von Hunza (ein früherer Regionalfürst), traumhafte Kulisse für´s Regieren, dann noch ein paar hundert Meter höher ins „Adlernest“, wo in fast 2900 Metern Höhe noch Äpfel wuchsen, umwuchert von einer üppigen Blumenpracht.
Wir waren in einem muslimischen Land unterwegs, also war Alkohol verboten. Als dennoch immer wieder leichtes Jammern aufkam, wurde gefragt, was wir denn hinlegen würden, wenn vielleicht doch … 40 Euro waren o.k., und so erschien Bergführer Karim abends mit einer großen Flasche, die er beim Freund eines Freundes erstanden hatte (Deckname: „Hunza-Wasser“). Schnaps, aus weißen Maulbeeren gebrannt. Auch die Damen ließen sich einen kräftigen Schluck der naturtrüben Brühe in ihre Limogläser füllen. Ein paar Tage später, in der Nähe der chinesischen Grenze, war dann auch noch Bier zu haben: 1/3-Liter-Blechdosen, Reisbier, 2,5% Alkoholgehalt, Geschmack gewöhnungsbedürftig, und das für 6 Euro!
Hier im Hunzaland waren die Frauen kaum noch verschleiert und auch überall in der Öffentlichkeit zu sehen, einkaufend, arbeitend, auch zu einem Schwätzchen mit uns bereit. Wenige hundert Kilometer südlicher waren wir in Gegenden gewesen, wo die Wohnhäuser nach der Straße hin keine Fenster hatten, Frauen nur selten draußen zu sehen waren, total verschleiert.
Das letzte Stück unserer Tour brachte uns noch eine Schiffsreise ein. Weit oben im Gebirge hatte ein gigantischer Felssturz vor fünf Jahren einige Dörfer verschüttet, der Fluss war zu einem 22 Kilometer langen See angestaut worden, und dabei war auch der Karakorum-Highway in den Fluten untergegangen. Inzwischen gab es zwar einige Transport-Kähne, mit denen Menschen und Waren übergesetzt werden konnten. Aber die Lücke in der Verbindung zu China war so schmerzlich, dass die Chinesen in den letzten zwei Jahren ein gigantisches Projekt gestartet hatten: Sie gruben durch die Felsen entlang des Sees einen 14 Kilometer langen Tunnel für eine neue Autotrasse. Als wir ankamen, fuhren wir noch per Schiff über den See. Aber wenige Tage später weihte der Ministerpräsident den Tunnel feierlich ein, und bei der Rückfahrt waren wir die ersten westlichen Touristen, die (ausnahmsweise – der Tunnel war zwar eingeweiht, aber richtig fertiggestellt war er noch nicht!) durch den Tunnel fahren durften!
Letztes Zeltlager an einem See, abenteuerliche Irr-Wanderung (unser Bergführer war noch nie in dieser Gegend gewesen) über einen schwarzen Gletscher. Zwischendurch pflückten wir reife, süße Pfirsiche in 3000 Metern Höhe, naschten Aprikosen, die auf den Dächern der Häuser für den Winter getrocknet wurde, und kosteten auch die leckeren Mandeln vom Baum im Hotelgarten. Interessant und ernüchtern fand ich auch die Besichtigung eines typischen Hauses im ländlichen Raum Pakistans, ausgestattet als Museum. In einem großen Raum (8 x 5 Meter, mit einigen Nischen und Podesten) leben bis zu 12 Personen; hier wird gearbeitet, gekocht, geschlafen, getanzt usw., keine Fenster, ein wenig Licht kommt durch ein Loch in der Decke herein, durch das auch der Rauch abziehen kann.
Unser Koch Khalil, der all die Tage tolle Speisen für uns gezaubert hatte, übertraf sich zum Abschiedsessen noch einmal: Er hatte es zunächst geschafft, in seinen zerbeulten Alu-Töpfen eine Pizza zu backen, und als finalen Höhepunkt kredenzte er – eine Buttercremetorte!
Rückfahrt, den holprigen Karakorum-Highway hinunter. Dann noch aufregende Fahrt über einen Pass in 4200 Metern Höhe. Und weil wir einen Tag Zeit gewonnen hatten, lief unser Reiseleiter Reyaz zu Hochform auf. Reyaz war von seiner damals 13-jährigen Mutter unterwegs in Persien zur Welt gebracht worden, hatte dann einige Jahre in Berlin gelebt und die Grundschule besucht. Er beherrschte fünf Sprachen, und nach einem turbulenten Lebenslauf war er eigentlich Reiseleiter für Kulturreisen geworden („In den Bergen wandern, das mag ich gar

nicht“). Wir besichtigten unter seiner sachkundigen Führung mit Staunen die Reste von griechischen Tempeln, buddhistischen Stupas und Zeugnisse persischer Kultur. Am Straßenrand waren inzwischen überall (illegale) Viehmarkte entstanden, Vorbereitung auf das wichtigste Fest des Islam, das Opferfest. Jeder Muslim schlachtet dann ein Tier (das man melken kann), je nach Größe des Portmonees ein Rind, ein Schaf, eine Ziege, für seine Familie, für seine Nachbarn, und auch die Armen bekommen etwas ab, die selbst kein Tier schlachten können. Wir feierten unseren Abschied beim „Afghanen“ in Islamabad, mit viel gutem Fleisch am Schaschlik-Spieß. Das letzte Geld wurde für Andenken ausgegeben. Ich ließ mir von einem einheimischen Barbier den Bart stutzen. Und ein paar Stunden später saßen wir wieder auf dem Frankfurter Flughafen und es gab Torte und Bier zum Eingewöhnen.

Diese verrückte Reise gab natürlich einen nachdenklichmachenden Hintergrund ab zur Flüchtlingsdebatte, die in Deutschland mit voller Wucht losbrach. …

LADAKH

Unterwegs zwischen Klöstern und Oasen in der Felswüste

Eindrücke und Erfahrungen von einer Reise im Juli 2018

Bei unserem letzten großen Urlaub 2015 in Pakistan hatte Freund Michael Beier unbestimmt in Richtung Osten gezeigt: „DORT würde ich gern noch mal hin, da liegt *LADAKH*, Buddhismus pur, eine aufregende und entspannte Mischung unterschiedlichster Kulturen“, und BERGE natürlich …
Drei Jahre später hatte er seine Frau und meine Frau und mich (und später auch noch das Ehepaar Wagner) überzeugt.

Nun, im **Juli 2018**, waren wir unterwegs – nach **Indien**. Aufstrebende Großmacht. Vielerlei Probleme. Indien hatte 1950 beim Start in die Unabhängigkeit 350 Millio-

nen Einwohner, heute sind es vier Mal so viel: 1300 Millionen. Die herrschende Religion ist mit 80% der Bevölkerung der Hinduismus, 13% sind Muslime, 1% Buddhisten.
In Wirklichkeit aber waren wir zwar in Indien, was die geopolitische Zuordnung der Region betrifft, aber wir erlebten ein Ländchen mit einer ganz anderen Prägung, eben

Ladakh. Ich hatte vor der Planung unserer großen Reise nie davon gehört. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts brachten Entdecker die Kunde von einem märchenhaften Landstrich nach Europa. Es war einmal, hinter den sieben Bergen ... Nein. Hinter dem Himalaya, der sich in mehreren Stufen immer höher aufwölbt, geht die Welt weiter. Dort oben, zwischen Himmel und Erde, liegt Ladakh, übersetzt „Das Land der hohen Pässe“. Die Geschichte Ladakhs umfasst etwa 1.100 Jahre seit der Entstehung eines unabhängigen Königreiches. Sie ist eng an die Geschichte des benachbarten Tibet geknüpft (die dortige Hauptstadt Lhasa ist allerdings anderthalbtausend Kilometer weit entfernt). Der Buddhismus, der von da her kam, verlieh der Region ihre heutige kulturelle und religiöse Prägung („Klein-Tibet“). Durch seine Lage an der legendären Seidenstraße war Ladakh ein wichtiger Knotenpunkt alter Karawanen- und Handelswege. Und das Ländchen war ein Schmelztiegel verschiedenster Kulturen. Heute leben dort Buddhisten, Muslime, Sikh, Hindus und auch Christen in freundlichem Verhältnis miteinander. „Wenn ein Tal nur über einen hohen Pass zu erreichen ist, kommen nur gute Freunde oder schlimme Feinde." So kamen immer wieder auch Eroberer aus der Mongolei, aus Zentralasien, aus Tibet, am Schluss aus Indien und England, machten dem Land das Leben schwer.
Ladakh gehört heute politisch gesehen zu Indien, kulturell und ethnisch hingegen zu Tibet. Und es ist eine geostrategisch heiß umstrittene Zone. Bei der Aufteilung des British Empire 1947 ist in dieser Region die Zuordnung des ehemals eigenständigen Fürstentums Kaschmir nicht exakt bestimmt worden. Indien, aber auch die großen Nachbarn Pakistan (der muslimische Erzfeind) und China (die dominierende asiatische Großmacht) besetzten Teile des Territoriums, was bis heute zu militärischen Konflikten und allseits starker Militärpräsenz führt.
Die geographisch-klimatische Lage Ladakhs entspricht der von Nordafrika. Das Land besteht im Wesentlichen aus Trockensteppe, lediglich 0,4% der Fläche werden landwirtschaftlich genutzt, was nur durch menschliche

Tätigkeit, künstliche Bewässerung, eine ausgefeilte Oasenkultur möglich ist. Im Sommer erreichen die Temperaturen bis zu 30 Grad, im Winter bis – 40 Grad.
50% der Bevölkerung sind Buddhisten, 45% Muslime (die religiöse Landschaft ist also ganz anders als sonst in Indien strukturiert). Die Landessprache ist Ladakhi, ein tibetischer Dialekt. In der Schule wird Urdu als Hauptsprache unterrichtet, außerdem Hindi (die eigentliche indische Amtssprache), Englisch und Ladakhi – und jede dieser Sprachen hat auch noch eine eigene Schrift.

Reisevorbereitungen.

Perfekt organisiert und durchgeführt wurde die Reise von einem kleinen Reisebüro, das seinen Sitz in Garbsen bei Hannover hat, der Inhaber ist selbst Ladakhi (er hat seine Doktorarbeit über buddhistische Kunst und Kultur im Himalaya geschrieben und ist oft selbst als Reiseleiter unterwegs) Kontakt: https://www.amitabha-reisen.de/. Das Wort AMITABHA im Namen des Reisebüros erinnert an die Gestalt eines Buddha.
Schnell war die Zusammensetzung unserer Reisegruppe klar, drei Ehepaare aus Sachsen und drei Frauen aus Hamburg.
Wir ließen uns impfen: gegen Tollwut (wegen der allgegenwärtigen verwilderten Hunde), gegen Typhus und Cholera. ALLE Kosten (mehrere hundert Euro pro Person) übernahm freundlicherweise die AOK. Wie würden wir mit der Höhe klarkommen? Immerhin führte unsere Reiseroute in Regionen, die zwischen 3500 und 5400 Metern hoch lagen. Höhenkrankheit? Visum für 120 Euro pro Person, Vertrautmachen mit der heimischen Währung (Rupien, Umrechnungskur etwa 1 Euro zu 78 Rupien).
Nun waren wir einigermaßen gut gerüstet, neugierig, und wir kannten längst auch das Zauberwort: JULEE (Willkommen-Hallo-Bitte-Danke-Auf Wiedersehen-Wie geht's-Guten Morgen-Gute Nacht usw.) – ein Wort, das immer passt, Wohlgesonnensein verspricht und stets für gute Stimmung sorgt.
Schon voraus mein Fazit: Ich habe mich in Ladakh immer sicher und wohl und als willkommener Gast gefühlt!

Die Reise beginnt in Frankfurt mit einem großen **Flugzeug** der Lufthansa: Airbus A380-800. Die Kiste ist im Passagierteil zwei Stockwerke hoch, eine Wendeltreppe führt nach oben, hält sechs Räume bereit, in denen bei manchen Fluggesellschaften bis zu 850 Passagiere befördert werden. Aber nicht nur Menschen werden verstaut, dazu fliegen ja auch noch 850 Sessel mit, mehrere komplette Küchen, und unten im Rumpf lagert außerdem das Gepäck von allen … Dass so etwas überhaupt fliegen kann, und auch noch über tausende Kilometer weit, wie das funktioniert, werde ich wohl nie verstehen. Also: Rein in eine der Sitzreihen mit 10 Plätzen nebeneinander, den individuellen Fernseher vor der Nase anschalten, Klicken durch das Menü mit Hunderten von Angeboten von Filmen und Musik, dann aber fällt meine Entscheidung für das gerade laufende Spiel bei der Fußball-WM, live in 10000 Metern Höhe, dazwischen werden Menüs (diesmal essbare) und Rotwein gereicht. Verrückt!

Nach Zwischenstopp in der Hauptstadt Delhi fliegen wir in der Morgensonne über die Ketten des Himalaya, weit weit hinten ist der Nanga Parbat zu erahnen, wir drehen noch eine Schleife über dem Indus und landen in **LEH**, der ladakhischen Hauptstadt. Leh (von tibetisch SLEL= Oase) liegt 3500 Meter hoch – wir werden uns in den ersten Tagen erst einmal an diese Höhe gewöhnen müssen (erste Erfahrungen: Atemnot beim Erklimmen des 2. Stockwerks im Hotel oder beim Zubinden der Schnürsenkel). Immer weht hier ein lebhafter Wind, feiner Staub in der Luft, es ist extrem trocken und die Sonne strahlt heftig, die Temperaturen erreichen in diesem Juli bis über 30 Grad. Leh hat regulär (im Winter) 15.000 Einwohner, jetzt, so schätzen unsere Begleiter, werden es wohl bis zu 100.000 sein, weniger wegen der Touristen, vor allem durch viele arme Wanderarbeiter bedingt, die aus Südindien kommen und hier etwas Geld verdienen möchten.

Traditionelle Bauweisen (reich verzierte Holzportale, luftgetrocknete (!) Lehmziegel), überall religiöse Symbole und Bauwerke, zahllose Hotels und einfache Herbergen werben um Gäste, streunende Hunde (tagsüber gemütlich in der Sonne liegend), Rinder auf der Straße, deren Dung als wertvolles Brennmaterial überall sorgsam gesammelt, getrocknet und gestapelt wird. Im Zentrum gibt es eine westlich-modern-austauschbare Flaniermeile, daneben aber drängen sich in schmalen alten Gässchen Geschäfte für Getöpfertes und Gewebtes und Gesponnenes und Metallwaren, Barbiere und Schuhmacher und Schneider und Metzger warten auf Kundschaft, und am Straßenrand, zu ebener Erde, bieten traditionell gekleidete Frauen Gemüse an (Rettiche, Zwiebeln, Knoblauch, Möhren, Bohnen, Kartoffeln, Kohl) und Obst (Aprikosen!), alles erntefrisch, verlockend.

Bei der Betrachtung mancher Gebäude, an der „Infrastruktur“ (Stromversorgung, Wasserversorgung, Abfälle) oder an der Kleidung wird einem die verbreitete Armut bewusst. Sie wird nie offensiv zur Schau gestellt (kein Betteln), hinterlässt aber ein latentes schlechtes Gewissen.

Zum Abschluss des ersten Rundgangs sitzt die ganze Gruppe (zu den sechs Sachsen sind noch drei Frauen aus Hamburg gestoßen) gemütlich bei (Nes-)Kaffee (der erstaunlich gut schmeckt), zusammen. Wir werden sorgsam betreut und dirigiert von unserem Reiseleiter **Phunchok**. In den nächsten Tagen stoßen noch die drei Fahrer **Gyalson, Nubo und Jigmet** zu uns (jeder mit einem 5-7-Sitzer-Toyota-PKW, sie fahren ausgesprochen umsichtig und kratzerfrei – im chaotisch anmutenden Rush-Hour-Verkehr in Leh wie auf den steilen Serpentinen im Gebirge). Alle vier sind knapp dreißig Jahre alt, unverheiratet („Wir müssen dafür erst einmal etwas ansparen“). Ohne diese fürsorglichen, zurückhaltenden und stets freundlichen Begleiter wäre unsere Reise nicht möglich gewesen!

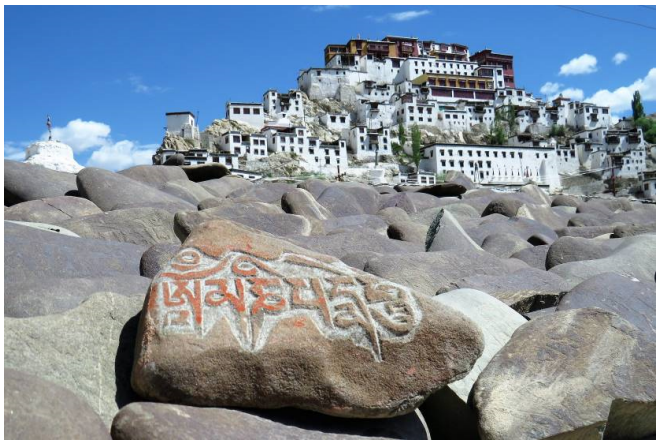
In den nächsten Tagen sind wir im Tal des **Indus** unterwegs. Der heilige Fluss entspringt am Berg KAILASH in Tibet und hat bis Leh schon 800 km zurückgelegt. Hier bei Leh ist sein Tal mehrere Kilometer breit und dank künstlicher Bewässerung grün. Dreißig Kilometer talab hat sich der Fluss tief in das Gebirge hineingefressen und braust wild weit unten …

Wir besichtigen die Pracht untergegangener Königreiche, bestaunen den mächtigen **Königspalast in Leh** (erbaut um 1600 nach dem Vorbild des Potala-

Palastes im tibetischen Lhasa, 9 Stockwerke hoch, hundert Zimmer), den vor 1600 genutzten Palast von Shey oder den Exilsitz der ladakhischen Könige nach 1843 in Stok. Mit der Pracht der Paläste kontrastieren die einfachen Behausungen und die schwere körperliche Arbeit der Menschen, die im Schatten der grandiosen Bauwerke aus alter Zeit versuchen, zu (über-)leben.

In jedem Reiseführer stand, dass wir im „**Land der Tempel und Klöster**“ unterwegs sind. Religion, der Buddhismus, ist allgegenwärtig. Entstanden ist diese Religion vor etwa zweieinhalb Tausend Jahren in Indien. Und hierher ist sie wieder aus ihrem eigentlichen Zentrum, aus Tibet, zurückgekehrt, als der Dalai Lama 1959 nach Nordindien ins Exil ging. Der Dalai Lama war zur gleichen Zeit wie wir in Ladakh unterwegs, zwei Mal sprach er bei großen Festveranstaltungen, wir haben uns ganz knapp verpasst …

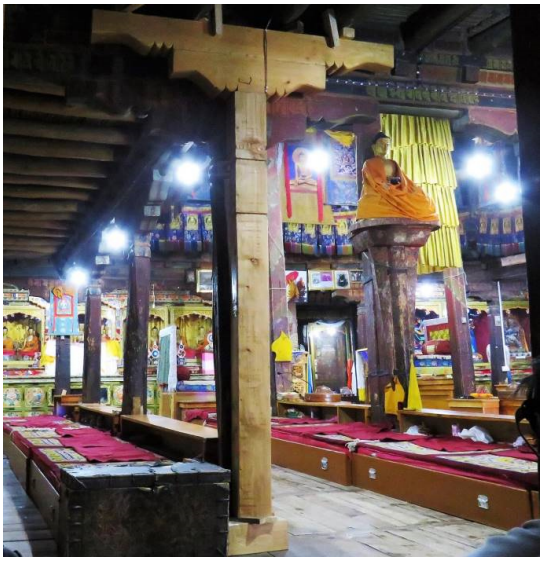
Den **Buddhismus** verstehen zu wollen, ist in zwei Wochen nicht möglich (obwohl unser Guide Phunchok und vor allem eine unserer Gruppenteilnehmerinnen, die eine Arztpraxis in Hamburg betreibt, traditionelle chinesische Medizin in China studiert hat und die selbst Buddhistin ist, uns viel zu erklären versucht haben): Aus einer Welt, die vergänglich und leidvoll ist, wird der Weg zur Befreiung angestrebt. Da das in einem Menschen-



leben nicht zu schaffen ist, hilft der Glaube an Wiedergeburten. Anders als die hochstehenden religiösen Denkgebäude der Priesterkaste, der Lamas, ist die Volksreligion wesentlich geprägt vom Glauben an (böse) Geister, Orakel und Schamanen. Ohne Mitwirkung der Mönche geschieht fast nichts (Namensgebung der Kinder, Festlegung der Termine für Saat und Ernte). Die Angst vor bösen Mächten hat eine große Bedeutung (und nötig sind dann geheimnisvolle mönchische Rituale, um diese zu bändigen). Volks-Religion: Noch vor wenigen Jahrzehnten lebte jeder zehnte Ladakhi im Kloster. Dem größten und reichsten Kloster in Ladakh, in HEMIS, gehören heute etwa ¼ aller Äcker (die zu Wucherpreisen an Bauern verpachtet werden), und ihm zugeordnet sind etwa zweihundert Zweigklöster und tausend Mönche.

Übrigens gibt es nicht nur den einen geschichtlichen BUDDHA. Im Buddhismus versteht man unter einem Buddha ein Wesen, das aus eigener Kraft die Reinheit und Vollkommenheit seines Geistes erreicht. Er hat bereits zu Lebzeiten den Zustand des Nirwana erreicht und ist damit nach buddhistischer Überzeugung nicht mehr an den Kreislauf der Reinkarnation (Wiedergeburten) gebunden. Der Weg zum Buddha steht grundsätzlich jedem Menschen offen. Eine Buddha-Erfahrung tritt allerdings nach der buddhistischen Tradition sehr selten auf; daher ist ein Zeitalter, in dem ein Buddha erscheint, ein „glückliches Zeitalter“.

Wir haben vielleicht zehn Klöster besucht. Exotische Farbenpracht, züngelnde Flammen, fremdartige Gerüche, Klänge und Gesänge. Überwältigende Eindrücke – – auch im Sinne von Überforderung. Großartig, irgendwann austauschbar, erschlagend.



Schon im Eingangsbereich unseres ersten Klosters in Thiksey ist der Hinweis nicht zu übersehen, dass auch die Medizin fest in den Händen der Mönche liegt. Auf einem großen Plakat wird, flankiert von zwei Rot-Kreuz-Symbolen (?) dazu eingeladen, sich vom „Medizinischen Dienst des Klosters“ behandeln zu lassen: „Traditionelle Tibetische Medizin und Schulmedizin“ sind im Angebot. Ein kleines Häuschen, ein Raum, der Wartezimmer und Behandlungszimmer zugleich ist. Brav reihen sich die neugierigen Touristen ein. Hinter einem Tisch ein freundlich blickender älterer Mönch, er ist ein **Amchi**, das heißt, dass er eine Ausbildung über viele Jahre durchlaufen und umfangreiche Erfahrungen gesammelt hat. Seine Untersuchungsmethoden sind einfach: Intensiver Blickkontakt zum Patienten, knappe Fragen nach eventuellen Beschwerden (gedolmetscht), dann ergreift er die Hand zur Pulsdiagnose (die chinesische Medizin kennt etwa 30 unterschiedliche Arten, den Puls zu erspüren und so Einsichten zu gewinnen Einsicht über die energetische Gesamt-Verfassung des Organismus). Noch ein paar Rückfragen, dann hat er sich seine Meinung gebildet, sagt dem Patienten, wo und warum bei ihm was nicht stimmt, und er verschreibt Pillen. Hunderte von Gläsern stehen in Regalen, gefüllt mit etwa 1 cm großen Kugeln, beige, gelb, braun oder schwarz gefärbt, hergestellt aus getrockneten Heil-Pflanzen, fest gepresst. Der eine soll 3 x täglich die für ihn vorgesehenen Kügelchen einnehmen, der andere von den seinen nur eine am Tag. Die Rechnung fällt für ladakhische Verhältnisse hoch aus, etwa 3 Euro kassiert der Amchi pro Patient, mit Quittung. Etwas schwierig gestaltet sich später die Einnahme der Pillen. Meine Frau versucht es mit Lutschen, Kauen, Einweichen in Wasser – sie bleiben hart. Ein paar Tage später berichten wir unserem einheimischen Herbergswirt von den Beschwernissen, er holt einen kleinen Amboss und einen Holzknüppel, wickelt die wiederständigen Pillen in ein Papiertaschentuch und schlägt sie zu Pulver. Geht doch! Hilft’s auch?

In der Nähe von heiligen Stätten trifft man immer auf Mani-Mauern, kunstvoll aufgesetzte Steinwälle, die 1 ½ Meter hoch, bis zu zwei Kilometer lang sind und 6-8 Meter breit sein können, Gebets-Mauern, errichtet aus

Steinen, in die kunstvoll religiöse Texte eingraviert sind (selten auch aufgemalt), oft vorkommend der Spruch „OM MANI PADME HUM“ („Oh Du Juwel in der Lotusblüte"). Ewig wie die Steine bleiben auch die Gebete des Gläubigen, der diese niedergelegt hat, bis ans Ende aller Zeiten. Buddhisten nutzen mancherlei Möglichkeiten, um die Natur für sich beten zu lassen. Gebetsmühlen sollen vom vorübereilenden Gläubigen in Drehbewegung versetzt werden. Im Inneren der Gebetsmühlen befinden sich Papierstreifen, beschrieben mit heiligen Versen, die nun in Bewegung geraten. Gebetsmühlen können auch durch Wasserkraft in ständige Aktivität versetzt werden. Gebetsfahnen, in strenger Reihenfolge farbig angeordnet – Blau für die Leere (den Raum, den Himmel), Weiß für die Luft (die Wolken, den Wind), Rot für das Feuer, Grün für das Wasser und Gelb für das Erdelement – sind mit Symbolen, Gebeten oder Mantras bedruckt, und wehen in langen Ketten zwischen Bäumen, Gebäuden oder

Berggipfeln; der allgegenwärtige Wind trägt die Gebete dem Himmel zu.
Geheimnisvoll, jahrtausendealte Handwerkskunst, Weltkulturerbe, Protz (30 Meter hohe golden-farbige Buddha-Statuen), Staunen … Mönche, Nonnen, rot gekleidet, betend und arbeitend, die einstündige Morgen-Meditation des Hausvaters in unserer dörflichen Herberge, Frauen bei der Feldarbeit rastend und in heiligen Texten lesend … und überall Malereien und Skulpturen von bösen Geistern und (ebenso böse blickenden) Schutzgottheiten.

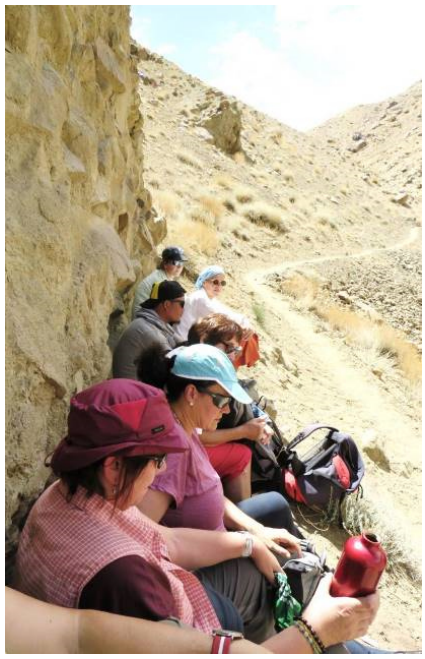
Essen und Trinken

Wir haben immer gut und schmackhaft und reichlich und variantenreich gegessen. Vegetarisch ist normal (am Rande des Buffets, etwas versteckt, war aber oft auch etwas Fleischernes oder aus Eiern Gemachtes für ausländische Sonderlinge wie uns zu finden). Zu Anfang jeder Mahlzeit gibt es Suppe (Gemüse, Tomate). Zum Frühstück Brotfladen (flach oder fluffig gebacken, immer

backofenwarm), dazu Marmelade, Ei oder Porridge (Getreidebrei). Bei den warmen Mahlzeiten mittags und abends reiche Auswahl, Reis mit Linsensuppe, Momos (gefüllte Teigtaschen), Tofu, Joghurt, Mangold, Spinat und anderes Gemüse, Curry-Eier, oft auch Möhren oder Rettiche roh zum Knabbern, und immer ein Dessert (z. B. Melone oder fettig-süßes Gebäck). Als Getränke werden Tees angeboten (Kräutertee, Gewürztee, oft gesüßt und mit Gewürzen versetzt), auch Nescafe. Auf hartnäckige Nachfrage ist auch (eigentlich verbotenes) Bier im Angebot. Und immer umsorgt uns ein ganzes Team von fleißigen Köchen und Helfern.

Wandern und Ferien auf dem Bauernhof

Aber wir sind ja nicht nur wegen der Kultur oder des Essens hier, auch wegen der grandiosen Bergwelt. Im Reise-Programm steht „Trekking and Homestay“, zu Deutsch meint das: Wir sind vier Tage zu Fuß unterwegs und übernachten bei Familien.
Die Wanderungen führen „nur“ bis auf 4000 Meter hinauf. Es sind auch keine steilen Anstiege zu bewältigen. ABER: Wir sind in der Wüste unterwegs, die Sonne brennt heftig, und es ist heiß!



Abrupt endet am Dorfrand die grüne Vegetation. Oft grüßt noch ein paar Meter weiter eine letzte blühende Rose, und dann sind wir draußen, Atemnot (wegen der Höhe), Sehnsucht nach ein wenig Schatten, häufiger Griff nach der Trinkwasserflasche, und stundenlang stapfen wir stetig nach oben, am Pass Verpflegung durch unsere dort wartenden Begleiter (Melonen, Wasservorräte auffüllen), und dann stundenlang ins nächste Tal hinunter, begrüßt von der ersten Rose, eine Gebetsmauer, grüne Felder, Häuser …

Nun sind wir mittendrin im Gebirge! Unterwegs zwischen Himalaya und Karakorum. Vor zig Millionen Jahren war das heutige Indien ein eigenständiger Kontinent. Er lag damals südlich des Äquators, driftete nach Norden und kracht seit einigen Millionen Jahren unter die Eurasische Platte. Die Gebirgsmassive des Himalaya und Karakorum, auch Hindukusch und Pamir wurden nach oben gepresst; vor zwei Millionen Jahren gab es noch einmal einen gewaltigen Schub, und die Gebirge hoben sich noch einmal dreitausend Meter nach oben. Die Spuren dieses Zusammenpralls der Kontinente sind überall im Gebirge zu sehen. Gefaltet und geschmolzen, gepresst und hochkant gestellt – alles ist geologisch gesehen sehr schnell gegangen, die Region ist noch überhaupt nicht zur Ruhe gekommen (Erdbeben in Nepal, Tsunami in Japan), viele Gesteinsformationen wirken unfertig, grandiose Felsformationen begegnen in den verrücktesten Farbschattierungen, rosa, blau, dunkelbraun, schwarz, knallgelb …

Zwischen den „Wanderungen“ sind wir zu Gast in Dörfern, untergebracht bei Familien. Das häusliche Leben findet in der Küche statt, dem größten Raum. Dort wird nicht nur gekocht, sondern auch gesessen (zu ebener Erde an flachen Tischen entlang der Außenwand), geschwatzt, gegessen. In langen Regalen stehen glänzend polierte Gefäße aus Messing (auch als Beleg für den Wohlstand der Familie).

Als wir bei unserer ersten Station ankamen, waren gerade die Vorbereitungen fürs abendliche Essen im Gange. Die Hausfrau bereitet zusammen mit einer Nonne (diese verrichten oft soziale Dienste) Momos vor, gefüllte Teigtaschen, kunstvoll geformt. Schnell bildet sich eine Gruppe von neugierigen Touristen-Azubis, die mitkneten wollten. Später werden Nudelsuppe und Momos serviert, dazu Fladenbrot und – Buttertee! Dieses legendäre Getränk besteht aus schwarzem Tee, der erst stundenlang kocht, dann werden Butter, Salz, Soda und Milch zugesetzt und das Ganze in einem Hohlzylinder (GURGUR) gestampft – ein guter Energielieferant im Winter, und in unserem (Test-)Fall durchaus wohlschmeckend. Das traditionelle Fladenbrot wird zu jeder Mahlzeit neu gebacken. Am nächsten Morgen können wir vom Hausdach aus dabei zusehen. Zwei Frauen kneten einen Teig aus Mehl und Wasser und formen daraus flache Teigfladen. Ein mit getrocknetem Kuhdung genährtes Feuer erhitzt einen flachen Stein, auf dem dann die Fladen gebacken werden. Bei einer zweiten Back-Variante werden die Fladen kurzzeitig direkt ins Feuer gehalten, wobei sie sich fluffig aufblähen.

Interessant war, dass viele der ärmlichen Häuser mit Parabolantennen ausgestattet waren. Per Fernsehempfang ist es in fast jeder Küche in Ladakh möglich, Einblick in unsere Wohnzimmer in Westeuropa zu haben, unsere Lebensart zu besichtigen. Und dann ist die Frage verständlich: Warum eigentlich leben die dort so … paradiesisch, warum wir nicht?

In den Dörfern lernen wir auch die **Oasen-Kultur** näher kennen. Wie schon in der Stadt jedes kleine Hotel, so hat hier jedes Haus seinen eigenen Gemüsegarten, üppig besetzt mit Möhren, Tomaten, Blumenkohl, Rettichen, Mangold, Knoblauch oder Zwiebeln für den täglichen Bedarf, und immer bewässerungsbedürftig. Weiter draußen liegen die kleinen Felder, von denen am Abend die Frauen (nie sah ich Männer!) von der Arbeit heimkehren, eine Schaufel oder Hacke in der Hand und auf dem Rücken eine Kiepe voller Grünem – ausgerupftes Unkraut, das aber geschätzt und gerettet wird als wertvolles Futter für die Tiere daheim. Auf den mit Mauern und Dornengestrüpp geschützten Feldern wachsen Gerste, Kartoffeln, Klee (wertvolles Futter), auch Blumenkohl (einmal waren zwei Dutzend Frauen damit beschäftigt, auf einem Feld, unterteilt in kleine Parzellen mit vielleicht jeweils 20 Pflänzchen, das Unkraut wegzu-

hacken – und natürlich als Futter in Säcke zu packen). Ackerbau wird bis in 4000 Meter Höhe betrieben. Eine Familie bewirtschaftet etwa drei Hektar. Die Feld-Bearbeitung geschieht mit einem Holzpflug, gezogen von einem Dzo (Kreuzung zwischen einem kräftigen wilden Yak und einem zahmen geduldigen Hausrind). Fünf bis sieben Dzos werden dann nach der Ernte über die reifen Getreidegarben getrieben und treten dabei die Körner aus (diese Art des „Dreschens“, das „Ausreiten“ mit Pferden, gab es für Hafer auch in meinem heimatlichen Altenburger Land vor 200 Jahren). Auch Aprikosenbäumchen gedeihen bis in 4000 Meter Höhe und tragen schmackhafte Früchte (diese werden auf den flachen Hausdächern ausgelegt und trocknen schnell in der subtropischen Sonne als Wintervorrat).

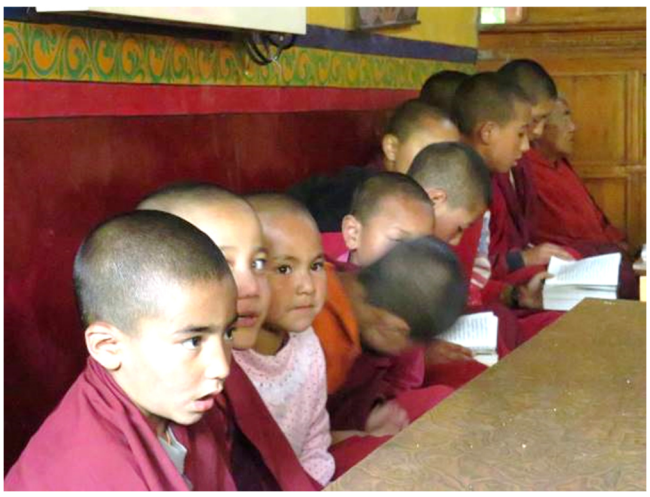
Gern hätte ich mehr über die Arbeit auf den Feldern und mit den Tieren, über Vorratshaltung, über die Vorbereitung auf die harten Wintermonate, über den Umgang mit dem kostbaren Lebenselement WASSER erfahren, mal selbst eine Hacke in die Hand genommen, ein Brot gebacken oder ein Feld bewässert. Aber: Programm, Programm!

Wasser, wirkliches Trinkwasser nach unseren Standards – das gibt es für uns verwöhnte und durch Keime und Schadstoffe gefährdete Touristen zum einen in verschweißten Plastikflaschen zu kaufen, hergestellt und verkauft z. B. von CocaCola (!). Unsere ladakhischen

Reisebegleiter haben eine zweite, günstigere Quelle für trinkbares Wasser:
In Leh gibt es eine kleine Firma, die „normales“ Wasser abkocht (dann ist es auch unbedenklich), abgekühlt in große Kanister füllt, und aus einem solchen Kanister, der ständig in einem unserer Autos bereitstand, können wir dann unsere privaten Trinkwasserflaschen auffüllen.

Landwirtschaft und damit menschliches Leben ist in der Wüste Ladakhs nur möglich dank künstlicher Bewässerung. Eine jahrtausendealte OASEN-KULTUR bringt die Wüste zum Grünen. Erste Bewässerungs-Kanäle legten die Menschen hier schon vor 1500 Jahren an. Wasser-Gräben wurden am Bergrand entlang geführt, von den Gletschern weit oben im Gebirge bis zu den Dörfern, oft viele Kilometer weit. Grüne Streifen entlang der Felswände zeigen, dass oft neue Kanäle in den Fels geschlagen werden mussten. Das Wasser wird dann über viele Kanälchen verteilt und auf Felder und in Gärten geleitet, reguliert durch das Öffnen oder Verstopfen bestimmter Wasserwege. In jedem Dorf gibt es noch heute einen „Wasserchef“, der für eine gerechte und bedarfsbezogene Verteilung des kostbaren Wassers unter den Dorfbewohnern sorgt, hier eine Stunde fürs Gerstenfeld, da 10 Minuten für einen Baum, oder Einlass in den öffentlichen Kanal, der durchs Dorf führt (da wird z. B. Gemüse gereinigt, Wäsche gewaschen). Die Oasenkultur ist eine menschliche Erfindung, aber sie hängt völlig vom Schmelzwasser der Gletscher ab (bange Frage, wenn infolge des Klimawandels die Gletscher verschwinden). Und sie funktioniert nur, solange sich alle im Dorf an die

Spielregeln für die Verteilung des Wassers halten.



In einem der Dörfer besuchen wir ein **Nonnenkloster**. Wir platzen gerade hinein in die abendliche Meditation. Schon von weitem sind ständig sich wiederholende Sprechgesänge zu hören. In einem Raum sitzen einige alte Nonnen, auf der anderen Seite junge Novizinnen, die jüngste ein Kind von vielleicht zwei/drei Jahren. Sie wiegen ihre Körper zum monotonen Gesang. Ob alle

verstehen, was sie da tun, ist mir nicht klar. Aber der Buddhismus lebt gerade von der ständigen Wiederholung der überlieferten Traditionen.
Auch bei den rot gekleideten Nonnen ist der Kopf geschoren. Sie leben unverheiratet im Zölibat. Nonnen können – im Unterschied zu ihren männlichen „Kollegen“ – oft nicht lesen, sie dürfen keine heiligen Rituale vollziehen, und sie leisten vor allem körperliche (soziale) Arbeit in den Klöstern oder in den Ortschaften. Von vielen Familien werden überzählige Esser(innen) regelrecht in die Klöster abgeschoben.

Straßen und „Straßen“ in Ladakh – unterwegs auf dem National Highway Nr. 1.

Die Straßen in Ladakh sind viel besser ausgebaut, als wir das im benachbarten Pakistan erlebt hatten, asphaltiert, stabilisierte Serpentinen-Kurven, Leitplanken … Dieser für den Tourismus förderliche Umstand liegt vor allem in den Anforderungen des indischen Militärs begründet, das in diesem umstrittenen Grenzgebiet mit

zigtausenden Soldaten präsent ist und ganzjährig befahrbare Gebirgs-Straßen benötigt. Es bedeutet eine erhebliche Herausforderung, die auch für LKW-Konvois geeigneten Trassen im steilen Fels anzulegen und dann dauernd instand zu halten. Überall sind Bautrupps unter-

wegs. Oft ist die Straßenführung spektakulär, Felswände fallen talwärts einige hundert Meter steil ab, manchmal windet sich die Straße durch bröckelnde Geröllfelder, enge Kurven, aber immer ist ausreichend Platz auch bei Begegnungen, und es wird viel gehupt (eine sinnvolle Warnung bei Gegenverkehr).

Das Kloster mit dem Hakenkreuz

In Lamayuru steht ein Kloster, das besonders ist, nicht nur wegen seiner bizzaren Umgebung, gebildet aus gelbem Sandstein. Immer wieder hatten wir unterwegs schon Hakenkreuze gesehen, in Stein gemeißelt, auf Teppiche gestickt, als Ornament am Küchenofen. Hier

nun endlich die Erklärung für den Ursprung dieses Symbols.

Eine alte Geschichte berichtet:
„Am Fuße des heutigen Klosterberges war einst ein heiliger See. Doch böse Schlangengeister trieben darin ihr Unwesen. Ein buddhistischer Wandermönch bezwang diese, indem er Gerstenkörner als Opfergabe auf das

Wasser streute. Die Schlangen flohen, und das Wasser des Sees floss ab. Die Gersten-Körner sprossen, und als die Halme wuchsen, bildeten sie ein Muster in Form eines Hakenkreuzes (Yungtung).“ In Ladakh verbindet sich das – in unserem belastet-deutschen Verständnis hoch problematische – Symbol also mit der Erinnerung an eine Geschichte, in der das Gute siegt, die segensreich ausgeht.

Klosterfest in Phiyang

Ein Stück entfernt von der Hauptstraße am Fuße der Bergkette steht ein Kloster. Fahnenschmuck, Jahrmarktsbetrieb, Verkaufsstände für alles Mögliche. Festlich gekleidete Frauen und Kinder streben dem Kloster zu, die meisten Männer bleiben draußen und vertreiben sich die Zeit mit Hütchenspiel und Ähnlichem.

Drinnen ein rechteckiger Klosterhof, Zuschauertribünen, besetzt vor allem von Touristen, ein Vorhang weht geheimnisvoll vor einer Tür. Dann treten Musikanten heraus, lange Trompeten werden geblasen, Muschelhörner und Oboen, Trommeln, Becken und Glocken geschlagen. Ein Tänzer erscheint, eine Maske tragend, farbenfroh kostümiert, und bewegt sich in genau einstudierter Mimik und Gestik. Andere Figuren kommen dazu. Sie schlüpfen in die Rollen von Meditations- und Schutzgottheiten, Spaßmachern und Dämonen, Ernstes und Belustigendes wird geboten, nur Musik und Tanz, keine Sprache. Die einheimischen Besucher kennen die Rituale, sie gehen erkennbar mit, über dem Ganzen schwebt eine Drohne. Farbenfroh, exotisch, fremd …

Hinüber ins Nubratal

Wir verlassen das Tal des Indus und fahren auf endlosen Serpentinen hinauf zum Kardung La (Kardung-Pass), fast 2000 Höhenmeter sind zu überwinden. Unterwegs queren zottelige Yaks unsere Straße, dunkelhäutige Straßenarbeiter steigen fröstelnd von LKW. Inzwischen sind wir auf der Höhe des ewigen Eises angekommen. Am Pass steigen wir aus, taumeln in der dünnen Luft, machen ein Foto. Auf dem Schild steht eine Höhenangabe von umgerechnet 5602 Meter (in Wirklichkeit, da sind sich alle soliden Reiseführer einig, sind es wohl nur 5360 Meter). Dann führt die Straße hinunter in das Tal des Shyok, ein Fluss, der in seinem einige Kilometer breiten Bett mal hier, mal da entlang mäandert, er fließt noch einige hundert Kilometer nach Westen, ehe er sich mit dem Indus vereinigt. Wir sehen richtige Sand-Wander-Dünen, in denen Touristen auf Kamelen reiten (Relikte aus alter Karawanenzeit), und es regnet sanft (genau das steht im Reiseführer: Im Monat Juli gibt es 1 Tag Niederschlag).

Überall am Weg entdecken wir religiöse Symbole, wir steigen hoch zum ehrwürdigen Kloster in Diskit (15. Jahrhundert). Dort zapft gerade eine Nonne Wasser aus der Leitung. Wir lassen uns erklären, wie beschwerlich das noch vor wenigen Jahren war: Wasser gab es nur unten im Fluss. Weit mehr als hundert Höhenmeter musste jedesmal bei Bedarf jemand auf steilen Holzleitern und in den senkrecht abfallenden Fels gehauenen Treppenstufen ins Tal hinuntersteigen und dann wieder mit dem Krug nach oben kraxeln. Ein farbenprächtig-goldener Buddha-Gigant (sitzend 32 Meter hoch!) – erst wenige Jahre alt und wahrscheinlich gesponsert von reichen Buddhisten aus dem Ausland – dominiert das ganze Tal.

Zurück zum Indus über den Warila-Pass

Dieser Pass ist „nur“ 5247 Meter hoch gelegen. Auf der Fahrt dorthin sind wir fast allein unterwegs (eigentlich ist die Straße dem Militär vorbehalten – hat unser Guide den Wächter gekannt, Wegegeld gezahlt?). In meinem Reiseführer steht: „Es wird berichtet, dass es dort oben Nomaden geben soll, die in 5000 Metern Höhe ihre Tiere weiden.“ Die Vermutung stimmt, denn auf den überraschend grünen Wiesen grast eine große Herde, und in der Nähe sitzen Hirten am Feuer. Überhaupt ist hier Gelegenheit, sich in Ruhe der Pflanzen- und Tierwelt zu widmen. „Unten“ in den Tälern hatten wir viele uns auch von zu Hause her vertraute Tiere gesehen, Sperlinge, Elstern, Gänse, Tauben, auch exotischeres Getier wie einen Wiedehopf, dazu einige mir unbekannte farbenprächtige finkenähnliche Vögel, eine Art Maikäfer, 20-30 cm lange Eidechsen, Dohlen und Adler. Der erste Adler, den wir ein paar Tage zuvor gesichtet hatten, schwang sich völlig unerwartet direkt neben unserem Auto in die Höhe hinauf, sodass ich in der Hektik danach nur leeren blauen Himmel auf den Fotos hatte. Am Warila-Pass aber fliegen mehrere Adler in ruhigen Kreisen, bis ich meine Fotos im Kasten habe. Hier führt ein Chukarhuhn seine fünfzehn Küken an uns vorbei, wir bekommen auch Yaks, Blauschafe und Murmeltiere zu sehen. Und die Pflanzen! Unten im Tal hatte ich die Pflanzen bestaunt, die in der Wüste zu keimen, zu wachsen und zu blühen wagten. Hier oben aber, in mehr als 5000 Metern Höhe, sind ganz andere Herausforderungen zu bestehen, und da blühen in großer Vielfalt tapfere blaue, violette, gelbe und rote Zeichen des Lebens!

Abschied

Nun gilt es Abschied zu nehmen, von Leh, von Ladakh. Letzte Bilder von Menschen, die hier immer leben (dürfen/müssen?), selbstbewusste junge Damen, eine Bettlerin, fünf fröhliche Mönche, der Schuhputzer im Gespräch mit seiner Prinzessin, der alte Mann, der getrocknete Aprikosen verkauft … Ein letzter Besuch in „unserem“ Tibetischen Restaurant, Spitzenküche, und es gibt indischen (!) Wein, mit 26 Euro richtig teuer, aber auch richtig gut (sagt mein Kronzeuge, der Hobby-Winzer Michael Beier).

Abflug aus Leh im Morgengrauen, spektakuläres Gebirgspanorama, Landung in **Delhi**.

Hier ist ein Puffer-Tag eingeplant, weil an manchen Tagen keine Flüge von und nach Leh möglich sind. Raus aus dem Flugzeug, Schock: 33 Grad, 100% Luftfeuchtigkeit, Monsun eben, sofort klebrige Haut, und der Schweiß fließt in Strömen. Wir werden im klimatisierten Bus in unser Luxus-Hotel gefahren, mitten durch das Verkehrsgewühl im Moloch Delhi (22 Millionen Einwohner), vorbei an Slums, marode Infrastruktur, am Straßenrand eine lautstark feiernde Hochzeitsgesellschaft, direkt daneben liegt ein Bettler auf der nackten Erde, Dauer-Hupkonzert. Zwei Stunden Ruhe, dann fährt der Bus uns wieder in die Stadt, unterwegs steigt ein örtlicher Reiseleiter zu, der uns noch etwas mit indischer Kultur bekannt machen soll. Wir erleben ein unerwartet anderes Indien, stolz auf uralte Kultur und Tradition. Wir stehen am Grabmal des Humayun (Großmogul von Indien, errichtet 1570, Vorbild für das Taj Mahal in Agra), bestaunen Parkanlagen und Wasserspiele, Paläste und Moscheen, großartige Architektur und filigrane Ornamente. Nur der Schweiß fließt leider ständig weiter.
Auf der nächtlichen Fahrt zum Flughafen steht neben uns im Stau ein Tuktuk, eines der traditionellen grünen Dreiradtaxis, ein letztes „Julee“ geht zu zwei netten jungen Damen hinüber.
Dann sitzen wir wieder auf dem Frankfurter Flughafen, Bier nach deutschem Reinheitsgebot, „richtiger“ Kaffee, „richtiges Brot“, Schwarzwälder Kirschtorte – wir sind zurück im Schlaraffenland.

Und wir sind gut vorbereitet auf den nicht-enden-wollenden Sommer 2018 in Deutschland, der in manchem auch an unsere Erfahrungen in und mit echter Wüste erinnerte.

DIE ENTDECKUNG AMERIKAS (2019)

Ich habe oft einfach Glück. Diesmal so: Ich habe einen US-amerikanischen Schwiegersohn, der schon lange in Berlin lebt, der aber immer wieder angekündigt hatte, dass er uns irgendwann mal seine Heimat zeigen wolle. Jetzt waren seine Kinder für eine solche Reise alt genug, wir Großeltern noch jung genug, und schon vor einem Jahr begann er konkreter zu planen. Wir haben ihm die Festlegung der Reiseroute gern überlassen, ein Eingeborener ist da SEHR hilfreich. Wir bekamen E-Mails mit tausend Links zu möglichen Zielen, Excel-Tabellen mit den möglichen Stationen der Reise, mit möglichen Übernachtungsorten und den abzuarbeitenden Highlights, Vorschläge fürs Kinderprogramm, Kultur, Nationalparks. Verwirrend viel, verlockende Bilder (sooo schön, stimmt das wirklich?), erste Buchungen. Schwiegersohn Ehren machte das alles so professionell, dass ich ihm mal halbernst vorgeschlagen habe: „Wir gründen eine Reisebüro. Du machst das Büro – und wir machen die Reisen." Wir hatten auch gemischte Erwartungen: USA – kennt man da nicht schon Vieles, ikonische Bilder wie Monument Valley (ist das vor Ort dann wirklich anders als im Fernsehen?), Trump (!), Vorurteile (Amis sind eben … nicht sooo höflich) … die Neugier wuchs dennoch.

Vorbereitung: Einstellen auf den Umgang mit Meilen (1,6 km), Gallonen (beim Benzin: 3,8 Liter), Fahrenheit (statt Celsiusgraden bei den Temperaturangaben), die gefürchtete Zeitumstellung (Europa bis New York minus 6 Stunden, bis Las Vegas noch einmal minus 3 Stunden); die unsichere Einreiseerlaubnis (elektronisches ESTA-Formular mit mancherlei kniffligen Fragen), das Erfordernis eines „Internationalen Führerscheins" – nicht vorbereiten konnten wir uns zu Hause auf die spätere Abnahme von Fingerabdrücken oder den Handwischtest für den Sprengstoff-Spuren-Detektor.

Im Oktober 2019 wurde es dann endgültig ernst.

Das Folgende erzähle ich, indem ich mir zum Erinnern nebenbei Bilder von unserer Reise ansehe, eine kleine Auswahl liegt diesem Brief bei

Abflug in Berlin-Tegel, 2 Großeltern und die 4-köpfige Familie Fordyce, Regenbogen über der Stadt!, Umsteigen in Amsterdam in einen blauen Flieger der niederländischen KLM, quälende Stunden, dann endlich runter in JFK-New York. Der Kennedy-Flughafen liegt ziemlich weit draußen, also bleibt Zeit, im Taxi zu staunen: Schon gleich mal das erste TRUMP-Gebäude, zum ersten Mal die Skyline von Manhattan, Brücken, Wasser. New York hat 5 Stadtteile, zwei davon sind richtige Inseln (Manhattan – 20 km lang, Staten Island), drei liegen auf Halbinseln (Bronx, Queens und Brooklyn), dazwischen der Hudson und der East River.

NY liegt auf der gleichen geographischen Höhe wie Neapel (als wir im Oktober ankamen, waren abends noch 25 Grad), hat als eigentliche Stadt 9 Millionen, umfasst aber als Metropolregion etwa 20 Millionen Einwohner. Wir quartierten in Harlem (Nord-Manhattan). Zurechtfinden im System zwischen den Avenues und Boulevards in der einen Richtung und rechtwinklig dazu die durchnummerierten Streets, freundliche Ampeln, die Fußgängern die verbleibende Zeit zum gefahrlosen Queren der Straße anzeigen. Interessant: Es gab (fast) keine Hunde (überhaupt in unseren drei Wochen in Amerika), und ich habe nur 1 x EINEN Elektroroller gesehen. Unser Quartier in Harlem war eine AirBnB-Wohnung, wörtlich eigentlich „Luftmatratze mit Frühstück", früher und eigentlich schlief man da in einer bewohnten Wohnung bei freundlichen Gastgebern, längst aber sind das mehrheitlich Eigentums-Zweit-Wohnungen, die ausschließlich vermietet werden, man trifft also die „Gastgeber" nicht. Manchmal gibt's eine Waschmaschine, auch so etwas wie eine Küche (in der aber wichtige Utensilien fehlen, weil eben „der typische Amerikaner" meist sowieso auswärts isst, in Togo z.B.). Unsere Wohnung befand sich in einem für den Stadtteil Harlem typischen Haus, im holländischen Stil erbaut mit 10 Stufen Treppenaufgang von der Straße aus. Steile Stufen (ich habe nachgemessen: mehr als 20 cm hoch, zu Hause sind das normalerweise meist 16 oder 17 cm), schnauf, schnauf. Die Häuser sind an der Straßenseite schmal, etwa 6 Meter breit inklusive Treppenhaus, dafür ist die Wohnung aber 17 Meter tief. Zum Standard (Mittelmeer-Klima!) gehören Klimaregelsysteme, entweder große Kolonialzeit-Ventilatoren an der Deckenlampe oder Klimaanlagen (da versuche ich immer schnell herauszufinden, wie man sie abschalten kann, damit nicht mitten in der Nacht laute Lüfter heftige Geräusche machen). Bäder gabs immer, Duschen macht Spaß, aber jedesmal waren längere Untersuchungen und Diskussionen notwendig, um herauszubekommen, wie die Dusche zu starten ist (der „Entdecker" des richtigen Knöpfchens hockte dann oft irgendwo in der Wanne und konnte dem

plötzlich von oben einsetzenden kalten Riesel-Regen nicht entkommen …).
Nahrung einkaufen, schlafen, viel zu frühes Erwachen wegen der Zeitverschiebung. Und warten auf zwei beim Flug verloren gegangene Koffer, die aber einzeln in den nächsten zwei Tagen per Taxi gebracht werden.

Wir tauchten ab in die U-Bahn. Es ist SEHR hilfreich und zeitsparend, wenn man einen Reiseleiter hat, der mal ein paar Jahre in NY studiert hat, die Linienpläne noch kennt, und weiß, wie man schnell an die richtigen Fahrkarten kommt – eigentlich kinderleicht und verbraucherfreundlich: Man erwirbt aufladbare „MetroCards“, beim Eintritt ins System werden für eine Fahrt etwa 2,50 Euro „abgebucht“, und dann kann man etwa 2 Stunden lang mit allen möglichen U-Bahn-Linien fahren, umsteigen und weiterfahren, auch mit den Bussen oben in der Stadt. Die U-Bahn-Schächte sind erkennbar alt und robust, die Züge sauber, fahren im dichten Takt. Die Menschen sind – das hatte ich so mit meinen Vorurteilen nicht gedacht – leise, rücksichtsvoll („sorry“, „excuse me“), später werden wir immer wieder hemdsärmelig-freundlich als „folks“ oder „guys“ (Leute, Jungs) angesprochen. Wir steigen in Harlem ein, gut besetzte Bahn, und wir entdecken: Wir sind die einzigen „richtigen Weißen“ im Waggon, wir finden uns wieder als Minderheit (!) in einem bunten Völkergemisch mit europäischen, indianischen, afrikanischen und asiatischen Anteilen, ungewohnt, aber schnell wird das zur „normalen“ Umgebung. 15 Kilometer weit fahren wir unter Manhattans dichtbebautem Gebiet an die Südspitze. „Staten Island Ferry“: Weil die 8 Kilometer entfernte große Insel Staten Island zur Stadt New York gehört, fährt von der Südspitze von Manhattan im Viertelstundentakt eine Fähre, 25 Minuten Fahrzeit, kostenlos!! Langsam werden die Wolkenkratzer von Manhattan kleiner, es geht dicht vorbei an der Freiheitsstatue (auch gleich kostenlos erledigt). Sehr empfehlenswert! Ich habe erst nach unserer Reise gelesen, das seit Kurzem ein reger kostengünstiger Fährbetrieb rund um alle New Yorker Stadtteile eingerichtet wurde – die Stadt bietet von außen noch einmal ganz andere Ansichten (und Einsichten). Wenn man sich New York wieder nähert, ist die Skyline gar kein „Alleinstellungsmerkmal“ mehr: links daneben ragen ähnlich beeindruckende Türme in den Himmel, die aber in Newark im US-Bundesstaat New Jersey liegen, und rechts geht die Hochhaus-Silhouette weiter im Stadtteil Brooklyn.
Nach der Landung rein in die Straßenschluchten. Der Broadway ist gar nicht breit, jedenfalls angesichts der Bauwerke, die ihn rechts und links säumen. Alles ist sooo groß, zu groß … Und die Bauwut hält ungebremst an. Derzeit stehen drei Turmgiganten kurz vor der Fertigstellung, die auf den Rekord-Plätzen 2 bis 4 nur noch von dem einen höchsten Gebäude (dem „One World Trade Center“) überragt werden (hat jemand schon mal was von dem inspirierenden Namen des Bauwerks „111 West 57th Street“ gehört?).
Unten in den Straßenschluchten kann man Souvenirs kaufen, Freiheit(sstatuen), aber auch T-Shirts mit der Inschrift: „Wählt einen Clown, dann erwartet euch ein richtiger Zirkus“ (darunter ein Bild von Trump).
Wir stehen vor einer neugotischen Kathedrale aus dem 20 Jahrhundert, in jeder europäischen Stadt würde sie das Bild prägen, hier aber sind andere Türme längst viel höher hinauf gewachsen, eines dieser Monumente, das für die Religion der Neuen Zeit steht, ist das Gebäude der New Yorker Börse.
Schon von fern her unübersehbar ist der Wolkenkratzerkomplex, der am Ort des zerstörten World Trade Centers neu errichtet wurde, zu seinen Füßen Gedenkstätten, die an die Katastrophe erinnern (wollen/sollen). Rundum wuchern neue Türme, gewaltig, großartig, großkotzig, die alte Hybris treibt neue Blüten auf verbranntem Terrain … Irgendwo auch das sympathische alte Rathaus in einem Park.

Wir besuchen zwischendurch Tom Baker, einen freischaffender Künstler, der auch schon mal in Schönberg war (er ist Paten-Onkel von unserem Enkel Finn Fordyce). Er lebt in einem – ich nenne es mal so – städtischen Sozialwohnungsbau. Einigermaßen preisgünstig, Tom hat 15 Jahre lang darauf gewartet, hier eine kleine Wohnung zu ergattern. Das Haus natürlich (NY!) ein riesiger Klotz, 22 Stockwerke hoch, backstein-like, umgeben von einem kleinen Park. Da tummeln sich niedliche Eichhörnchen … Wir schnattern, trinken, snacken oben, „musizieren“ auch ein wenig. Als wir wieder unten sind, kommen mir die freundlichen Eichhörnchen unangenehm nahe, plötzlich springt mich eins an, kreist mehrmals um meinen Kopf, kratzt. Mmmmh? Wir kaufen in einer Apotheke vorsichtshalber Alkohol zum Desinfizieren, und alle New-Yorker, die dabei waren oder denen wir später davon erzählen, haben noch nie derartig aggressive Killerhörnchen erlebt oder auch nur davon gehört.
Die Insel Manhattan ist ein einziger massiver Felsblock, manchmal ist der Stein sichtbar beim Häuserbau integriert, und überhaupt ist das EINE Erklärung dafür,

warum hier so viele extrem hooohe Gebäude stehen (können).
Zwischendurch gibt es in der Stadt auch immer wieder Erinnerungen an frühere Architektur, Bahnhofsportale, liebevoll und aufwendig gestaltete Fassaden und Türme, große (hölzerne) Wassertanks auch auf vielen neueren Gebäuden, vielstöckige Feuerleitern als nette Fassaden-Ornamente, die Bordsteinkanten oft stabilisiert mit Metall-Schienen, grün-weiß-rote Hydranten in Little Italy, ganze Stadtviertel mit „Holländer-Treppen“ am Hauszugang. Dazwischen aber immer wieder „Zweckmäßiges“, glatt, glänzend, hoch, austauschbar.
Am Hudson-River wandeln wir über grüne Wiesen, erklimmen den höchsten Berg, auf dem der Campus der Columbia University liegt, klassizistisches Ambiente.
Nach zwei Tagen geht’s **raus aufs Land**: Wir fliegen 3600 km weiter nach Westen (noch einmal minus drei Stunden Zeitverschiebung). Diesmal startet unser Flugzeug in Newark (New Jersey) und landet in Las Vegas (Nevada). Ich hatte immer gedacht, dass wir uns da auch noch weit nach Süden bewegen. Aber Las Vegas liegt fast auf gleicher geografischer Höhe wie New York, im Vergleich reisen wir also von Mittelitalien nach Gibraltar. Beim Flug beeindrucken mich die Überquerung des mächtigen Mississippi, die kreisrunden grünen Feldflächen (Landwirtschaft ist weiter im Westen nur möglich dank künstlicher Bewässerung mit riesigen Kreisregnern) und die schroffen Gebirgsformationen mit tief eingeschnittenen Fluss-Canyons. Bei der ersten Begegnung lassen wir die verrückte Stadt Las Vegas aber erst einmal links liegen. Wir sehen zwar bei der Landung schon die Hochhaussilhouette des „Strip“, aber wir fahren gleich weiter zur Autovermietung und starten zu unserer Tour – 3200 Kilometer durch die Wüste liegen vor uns: Nevada, Arizona, Utah (NV, AZ, UT).

In Las Vegas gesellte sich unsere „älteste“ Enkelin Michéle zur Reisegruppe. Sie hatte erst spät Interesse an der Teilnahme bekundet. Eigentlich waren Autos und fast alle Quartiere schon mühsam gebucht, aber sie hatte es dann doch noch geschafft, dass z. B. Zusatzbetten in Oma und Opas Zimmer gestellt wurden, auch mal ein Notquartier auf einem Campingplatz geordert; kurz: sie war dabei und das erwies sich auch als sehr hilfreich bei der Betreuung der beiden jüngeren Enkelkinder.

Autofahren in Amerika. Schlechtes Gewissen inklusive. Wir mieten zwei SUV, also größere, geländetaugliche Kisten. Automatik-Schaltung! Kenne ich eigentlich von anderen Reisen, die Umstellung zur Routine dauert dennoch einige Stunden, dann aber ist das ein sehr entspanntes Fahren. Zusätzlich entdecke ich erst nach ein paar Tagen, dass wir „cruise“ haben, Tempomat, man liest auf einem Schild am Rande des Highways die zulässige Höchstgeschwindigkeit, und wenn man die erreicht hat, Hebel nach unten drücken, runter vom Gas, und das Auto regelt alles selbst im „ECO“-Modus, hält die nächste halbe Stunde die vorgegebene Geschwindigkeit in der Ebene wie am Berg stur ein. Da das praktisch alle Autofahrer so machen, ist auch der Verkehrsfluss sehr entspannt, keine plötzlich auftauchenden Überholer, keine Drängler! Gewöhnungsbedürftig ist das Tanken. Alles digital-automatisch, Kreditkarte einstecken, Aufforderung zur Zahleneingabe: „Zipcode“ (das ist eigentlich die Postleitzahl, aber will der Automat wirklich meine deutsche Zahl wissen?) –- manche Automaten können tatsächlich mit meiner Postleitzahl was anfangen, andere kann ich mit der Eingabe meiner heimischen PIN befriedigen, in der Hälfte der Fälle muss aber doch zusätzlich das Tankstellen-Personal tätig werden. Der Benzinpreis liegt zwischen 70 und 90 Eurocent pro Liter, da versteht man, dass VIEL gefahren wird (das ist aber auch angesichts der riesigen Entfernungen im Lande verständlich, bei denen auch gar kein „Plan-B-Transportmittel“ zur Verfügung steht). Wir sind vor allem auf „Highways“ unterwegs (nicht unbedingt Autobahnen in unserem Verständnis, eher Fernverkehrsstraßen, eben „höherer Ordnung“). Die Straßen sind robust und durchweg in einem guten Zustand. Als Höchstgeschwindigkeit gelten normalerweise 55 MPH (Meilen pro Stunde) = 90 km pro Stunde, in seltenen Ausnahmefällen werden Schilder mit einer „80“ gesichtet, das wären dann 129 km/h. Das als Beitrag zur deutschen Debatte über Höchstgeschwindigkeiten – geht doch! Es gibt auch (weit hinten im Land und selten) Schotterpisten („graval roads“) oder Sandwege, auf denen wir unterwegs sind. Ungewohnte Warnschilder mit abgebildeten Rindern, Hirschen oder Pumas erinnern immer mal daran, dass wir „frei“ unterwegs sind, dass uns (und die Tiere) keine Zäune schützen.

Draußen begegnet uns „Amerika“ manchmal auch mit nostalgischem Touch, aber die Cowboys, die auf Pferden eine Rinderherde zusammentreiben, die treten nicht in einem Film auf, sondern sie tun ihre alltägliche harte Arbeit. Oder das aufgelassene Gelände eines Goldbergwerks in Jerome mit verrostenden Autowracks und schiefen Fördertürmen – hier war noch vor wenigen Jahrzehnten echtes Leben!

In Page-Arizona (die Stadt gibt es erst seit den 1950er Jahren, seitdem hier ein über 200 Meter hoher Staudamm den Colorado River zu einem See staut), essen wir im „BBQ“ (wo sonst?), in einer Kulisse, die alle Vorurteile bestätigt: Kneipe direkt an der Hauptstraßenkreuzung, Live-Band mit Country-Musik, auf dem Tisch zum Vorknabbern eine riesige Alu-Schüssel mit gerösteten Erdnüssen, aus großen Grills am Straßenrand kommen köstliche Rippchen auf den Tisch (drunter liegt eine Zeitung), es schmeckt und fühlt sich „echt amerikanisch“ an. Inklusive Plastikbesteck und Papptrinkbecher, manchmal hatten wir doch Sehnsucht nach Metall-Klappern auf Porzellan. Essen gibt es immer und überall, oft wird am Wegrand gekauft und unterwegs gekaut. Die Portionen überbordend:

In New York besuchten wir ein jüdisches Delikatessen-Lokal, für mich („du isst doch manchmal gern Zunge?!“) wurde ein „Sandwich“ bestellt, das dann zwischen zwei Brotscheiben oben und unten mit tatsächlich etwa 1 Pfund Zungenwurst gefüllt war, ein Gag natürlich (Kosten 25 US-Dollar), mit dessen „Resten“ ich dann aber 3 x Frühstück bestritten habe … Alles GROSS. Familien-Campingfahrzeuge sind oft mittlere Busse, hintendran fest angedockt fährt ein Jeep mit (für den kleinen Stadtausflug), und manchmal ist auch noch ein Motorrad aufgebockt. Man trifft auf der Straße Spezial-Transporter, die komplette kleine Wohn-Häuser von hier nach da überführen, Überbreite, Überlänge, überall. Die Waschmaschinen und Kühlschränke sind nicht, wie zu Hause, 60 cm breit, sondern 85. Auf der kleinen Nebenstraße in einem unbedeutenden Dörfchen ist die asphaltierte Fahrbahn 8 Meter breit, daneben befinden sich noch weitere 3-5 Meter breite feste Sandstreifen. Beim alltäglichen Lebensstil der Amerikaner, an dem wir nun natürlich ganz direkt teilhaben, entsteht irre viel Müll. Aber der liegt nie irgendwo lästig und störend herum, er wird abgeholt (in der großen Stadt stehen täglich große schwarze Säcke am Straßenrand, selbst am Rande von Highways mitten in der Wüste stehen Müllsäcke), verschwindet, wird wohl verbrannt oder vergraben. An der Universität in New York standen nagelneue Müllbehälter, mit unterschiedlichen Farben gekennzeichnet, zum getrennten Sammeln, es bewegt sich was.

Amerika. Wir haben den legendären „Highway 66“ gestreift, auf einem Hochhausdach in New York stand eine 8 Meter hohe Lenin-Statue (Beute?), in New York war gerade ein Marathon-Lauf, und wir trafen hunderte junge Leute mit einheitlichen braunen T-Shirts: „Duty. Honor. Country.“ Mit unserer deutschen Vergangenheit im Gepäck las ich das doch mit eher gemischten Gefühlen (Pflicht. Ehre. (Vater-)Land.”).

Später auf der Reise stand Enkelkind Siri neben einem Schild mit der Aufschrift „Ooh Aah Point“, also Hinweis auf einen Ort zum Staunen. Wir haben am Anfang unserer Wüsten-Tour nicht geahnt, wie oft wir staunen würden, überwältigt von Landschaft und Natur. Womit haben die Amerikaner das eigentlich verdient? Geschenkt!

Der Weg führte uns von Las Vegas zunächst in den „Valley of Fire State Park“. Wir lernten bald, dass es drei Arten von Parks (also besonderen Ausflugszielen, Wandergebieten, Naturreservaten) gibt:

1. **National Parks** (NP), die zentral vom US-Innenministerium verwaltet werden, hier kann man für 80 Dollar pro Jahr und Auto (!) den „Amerika the Beautiful Pass“ erwerben und hat dann freien Eintritt (Einfahrt!) in allen Parks,
2. **State Parks** (SP), die von den Regierungen der einzelnen Bundesstaaten unter besonderen Schutz gestellt werden. Bei der Einfahrt sind hier Gebühren zwischen 5 und 20 US-Dollar zu entrichten; man erhält gedrucktes Informationsmaterial und Karten, außerdem sind überall auskunftsfreudige Ranger ansprechbar,
3. **Tribal Parks**, die in Reservaten von Indianerstämmen eigenständig verwaltet und bewirtschaftet werden.

Schon im „Tal des Feuers“ waren wir überwältigt von den zahlreichen Spielarten, in denen uns weiß-gelb-orange-rot-schwarzer Sandstein im Spiel von Licht und Schatten verzauberte. Besonders spektakulär waren Monumente und Gebirgsketten in der Beleuchtung von Sonnenauf- und -untergang.

Es ging Schlag auf Schlag:

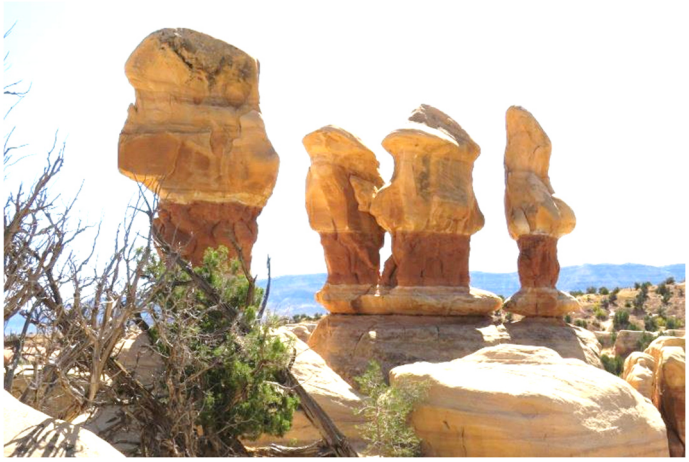
Zion NP, bestens organisiert, kostenloser Shuttleverkehr im Viertelstundentakt mit Halt am Beginn aller Wander- und Klettertouren oder bei besonderen Sehenswürdigkeiten: Hier sahen wir, zuerst nur im Fernrohr der Ranger, dann auch mit dem Tele des Fotoapparates, junge Kalifornische Condore! Im Freien!

Der Riesenvogel war eigentlich im Jahr 1987 ausgestorben, es gab nur noch 27 Individuen, die in Zoos lebten. Dank eines gezielten Züchtungs- und Auswilderungs-Programms fliegen heute wieder 400 Exemplare in freier Natur! Wir treffen im Park auch die ersten (wilden) Truthühner und Rehe (oder sinds Hirsche?), Eidechsen und Erdhörnchen wuseln herum.

In New York kann ich auch meinen ersten Monarch-Falter fotografieren. Und in Sedona (AZ) sehen wir die Wildschweine („mexikanische!“) zum Glück nicht, hören sie nur, als sie spät in der Nacht mit großem Getöse in unseren Mülltonnen wühlen.

Unterwegs. Spektakuläre Landschaften. Monumentale Felsformationen. Farbenrausch. Riesige Entfernungen. Manchmal auch stundenlang triste Wüste, graue Gefühle in einer vegetationsfreien Geröll-Landschaft.

Dazwischen der „**Garten des Teufels**“. Er war eigentlich gar nicht teuflisch, eher putzig-unterhaltsam, 5 bis 8 Meter hohe einzeln stehende Felsbildungen, „Hoodoos“, turmartige Gebilde aus Sedimentgesteinen, die durch Erosion geformt wurden, meist rund, die daraus resultierende Form erinnert an einen Totempfahl. Ursächlich für diese Gestalt ist der Aufbau aus unterschiedlich harten Sedimentschichten, besonders die Spitze besteht aus einer sehr harten Schicht, die die Felsnadel vor Erosion von oben weitgehend schützt. Spazierengehen in einer Zauberwelt.

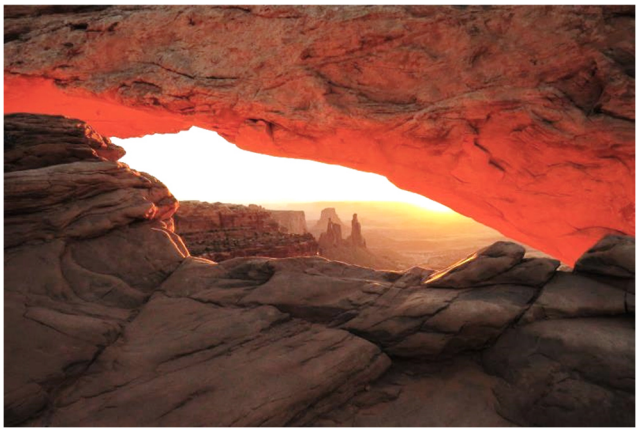


Wenig später im „**Valley of Goblins**“ trafen wir auf Tausende erstarrte Zwerge und Kobolde, rotbrauner Sandstein, die ähnlich entstanden sind und über viele hundert Meter verteilt herumstehen, die bizarren Gestalten verleiten dazu, ihnen Namen zu geben und Geschichten anzudichten.

Hin und wieder entdeckten wir auch Pflanzen, die in der Wüste ums Überleben kämpfen, oft sind es stachelbewehrte Kakteen. Es gab aber eine erstaunliche Vielfalt zu entdecken nebst Blüten, prägend war über weite Strecken der Wacholder. Was uns manchmal fehlte, war im ohnehin seltenen Herbstlaub die Farbe Rot.

Canyonlands NP. Grandiose Gebirgs-Landschaften, tief haben sich die Flüsse in das Gestein „hineingefressen“, haben in großen Schleifen ihren Weg gefunden. Der Colorado-River, einer der diese Landschaft über viele hundert Kilometer mit-„gestaltet“ hat, begegnete uns manchmal als reißender Fluss, an einer Stelle fast als stehendes Gewässer (hier führte vor einige Jahrzehnten die einzige Fähre auf die andere Seite).

Unser Reiseleiter hatte für jeden Tag (! – wegen der dann besonders spektakulären Beleuchtung) die Zeiten für Sonnenauf- und Sonnenuntergang notiert. Wir haben es selten geschafft, aber im Canyonland trieb es ihn und mich früh zeitig aus dem Bett. Wir wollten den Sonnenaufgang am „Mesa Arch“ erleben. Arches sind Felsentore (Bogenfelsen), die durch natürliche Erosionsprozesse entstanden sind, manchmal nur einen Meter breit, ein andermal fast 90 Meter. Abfahrt 6 Uhr. Die Sonne ist noch nicht da. Am Mesa Arch Ernüchterung: Wir sind nicht die einzigen Interessierten, etwa 30 Leute stehen schon in bester Fotoposition vor dem Bogen, Blick starr in Richtung Osten. Es wird dann aber dennoch eine wunderschöne Erfahrung, als die aufgehende Sonne den Bogen langsam von innen illuminiert und über grau-rosa bis hin zu gold-orange erstrahlen lässt! Wir setzen gleich noch eins drauf und fahren in den



Arches NP. Hier gibt es (in einer Höhe von 1200 bis 1700 Metern auf 300 Quadratkilometern) die weltweit größte Konzentration an natürlichen Steinbögen (mehr als 2000). Die Einfahrt in den Park ist grandios. Rechts und links der „Park Avenue“ (das ist in Städten die Prachtstraße) stehen bizarre Felsformationen, Wände, Blöcke, Säulen. Die Arches fühlen sich beim Davorstehen doch noch anders an als im Hochglanzkalender: der weite filigrane Bogen von Landscape Arch (Spannweite 88 Meter), oder der robustere Delicate Arch (der die Autokennzeichen des US-Bundesstaates Utah ziert; unter dem Bogen steht auf meinem Zufallsfoto ein jubelndes Menschlein – recht hat es!).

Zwischendurch gab es auch medizinische Probleme. Mal war es eine Blase an der Enkel-Zehe, mal war es der zu kletterlustige Opa. Ehren und ich waren wieder einmal allein unterwegs. Nachdem wir entlang der gewaltigen Gebirgsketten der „**Vermilion Cliffs**“ gefahren waren

(sie wurden erst kürzlich als „National Monument“ geadelt), an einer Internet-Geheimtipp-Stelle versteinertes Holz gefunden hatten, wollten wir durch einen „Wash“ (ein trocken liegender früherer Flusslauf/Canyon) hinunter wandern zum Colorado. Das Wandern wurde zunehmend zur Kraxelei. Irgendwo hatten wir den richtigen Weg verpasst und stiegen an steilen Sandsteinkanten herum. Auf der Suche nach einem Abstieg hielt ich mich zwar an einer Kante fest, aber (Sandstein!) sie brach weg, kurzer Schwebezustand, und dann gings drei Meter nach unten, Aufprall auf einer Felsplatte. Es tat weh. Ich habe immer im Rucksack Notfallgepäck, eigentlich mehr dafür gedacht, wenn andere Probleme haben. Ich fand eine Bandage, die über den anschwellenden Knöchel gezogen wurde. Mein Schwiegersohn war etwas irritiert, als ich ihn fragte, ob er denn auch ein Foto gemacht habe … Schnell humpelnd zurück zum Auto. Schon hier die Einsicht: Wir sind zwar in den USA, einem hochentwickelten Land, ABER: Das Handy-Netz ist in der Wüste sehr lückenhaft, bei einem ernsteren Unfall hätte es vielleicht Stunden gebraucht, bis der Alarm gehört worden wäre … Ich saß auf dem Rücksitz, Bein hochgelegt. Unterwegs konnten wir doch nicht widerstehen, legten einen kurzen Stopp an der Navajo-Bridge über den Colorado ein, und hier konnten wir tatsächlich zum zweiten Mal Condore sehen und fotografieren, sogar im Flug. Im Quartier stand dann fest, dass der dicke Fuß doch einmal fachkundig begutachtet werden sollte. In Page gab es ein Hospital, und nun begann ein Kurzpraktikum zum Thema „Was erlebt ein ausländischer Patient im US-Gesundheitssystem“.

Zunächst erfolgte eine Aufnahme mit Krankenhaus-Routine (Erfassung der Personaldaten und Belehrung über das Verfahren, Messung von Gewicht, Körpergröße, Temperatur und Sauerstoffsättigung durch eine Schwester, Anamnese durch einen „Nurse“ (allgemeiner Gesundheitszustand, Medikamente, derzeitiges Befinden und Beschwerden, Unfallhergang). Später kam ein Arzt, der noch einmal Fragen zu meinem Befinden, Beschwerden und Unfallhergang stellte und den Knöchel untersuchte. Danach erschien eine Schwester mit einem fahrbaren Röntgengerät und fertigte drei Aufnahmen des Knöchels in unterschiedlichen Positionen an. Nach einer Wartezeit von etwa einer Stunde erschien der Arzt erneut und teilte mit, dass kein Bruch oder andere ernsthafte Verletzungen vorlägen. Er gab mir Hinweise zum Verhalten (Schonung, Kühlen) und verwies darauf, bei länger anhaltenden Beschwerden zu Haus noch einmal einen Arzt zu konsultieren. Danach wurde ich erneut kontrolliert (Temperatur, Blutdruck usw.). Bei der Dame am Empfang waren dann zunächst Protokolle und Einverständniserklärungen zu unterschreiben. Ich wurde nach einer Krankenversicherung gefragt, aber die von mir vorgelegte Bescheinigung meines Versicherers wurde dann doch nicht akzeptiert, da ich keinen Vertreter der Versicherung INNERHALB der USA benennen konnte. Die Rechnungen müssten daher sofort bezahlt werden. Da meine eigene Kreditkarte an diesem Tag (natürlich wieder einmal!) nicht funktionierte (später erfuhr ich bei einem Telefongespräch mit der VISA-Hotline, dass eine Störung in Deutschland vorgelegen habe), erklärte sich mein Schwiegersohn bereit, das über seine Kreditkarte abzuwickeln. Es wurden erstaunliche Beträge von seiner Kreditkarte abgebucht, in Summe etwa 950 Dollar (etwa 860 Euro). Die Verhandlungen mit meiner Auslandsreisekrankenversicherung laufen jetzt Mitte Dezember noch immer, die Hoffnung stirbt zuletzt … Der Chirurg, dem ich mich in Deutschland anvertraut habe, meinte, dass er diese Dienstleistung (Röntgen und Befund) wohl mit etwa 25 Euro berechnet hätte. Die anhaltende Aktualität von Obamas Zwangs-Krankenversicherung als staatliche Fürsorge lässt grüßen. Ich habe aus dem Vorgang gelernt, dass ich eben nicht mehr 27, sondern 72 Jahre alt bin und nicht mehr alles machen muss … Mit Schmerztabletten und Kühlbandagen und Motivations-Adrenalin habe ich den US-Urlaub weiter erleben können.

Im **Capitol Reef NP** fuhren wir auf einem großartigen Scenic Drive (Umguck-Straße) 15 km weit durch Felsformationen, die immer enger zusammenrückten. Am Ende gingen wir zu Fuß weiter auf einem Weg, auf dem die ersten Siedler, Mormonen von der Ostküste, Ende des 19. Jahrhunderts in dieses Gebiet vorgedrungen waren. Als sie sich mit ihren Planwagen zwischen den hohen Felswänden durchzwängten, haben einige von Ihnen „Autogramme“ hinterlassen, Inschriften, in 4 Metern Höhe in den Fels gekratzt: „Elmer Huntsman, Oct. 5, 1883“, da war er also hier. Ich habe mir vorgestellt, wie die frommen Siedler an der fruchtbaren Ostküste aufgebrochen waren, voller Hoffnung, dass Gott sie nun ins gelobte Land führen werde, und nachdem sie mühsam einen Gebirgszug überwunden hatte, lag vor ihnen (wieder) eine endlose Wüste, und am Horizont der nächste Gebirgszug. Die Namen von vielen Ortschaften oder Landschaftselementen weisen immer wieder auf die tiefe Frömmigkeit der Siedler hin durch Bezüge auf Begriffe und Gestalten aus der Bibel: Zion, Ägyptischer Tempel, Goldener Thron, Hölle, Moab …

Religion ist in den USA allgegenwärtig, zahllose Kirchen, Synagogen und auch Moscheen in New York, in Page (AZ) gibt es gleich eine ganze „Church Row“, da zähle ich in einer Kurve der Hauptstraße mindestens 10 Kirchengebäude unterschiedlicher christlicher Konfessionen nebeneinander (auf dem Lande sehen Kirchengebäude eher schlicht aus, gebaut wie bessere Baracken, flach und mit nur angedeuteten Türmchen). Sedona (AZ) ist ein besonderer Ort, Pilgerstätte für religiös-spirituell-esoterisch bewegte Menschen ganz unterschiedlicher Art, hier sind sogar auf den amtlichen Stadtplänen „Vortexe“ eingetragen, physikalisch: Wirbel, hier verstanden als wirbelnde Energiezentren, Orte, an denen die Erde besonders energiegeladen zu sein scheint, die Heilung und Selbsterkundung fördern, Heiligenbilder, Buddhastatuen, Psycho überall. Weil da für viele Besucher auch die Sterne eine große Rolle spielen, wird in dieser Stadt nachts kaum künstliche Beleuchtung geduldet (weil das am wenigsten stört, ist Sedona auch die einzige Stadt auf der Welt, bei der das McDonalds-Zeichen blass-BLAU leuchtet), und der Sternenhimmel über der Wüste von Arizona ist sehr beeindruckend!

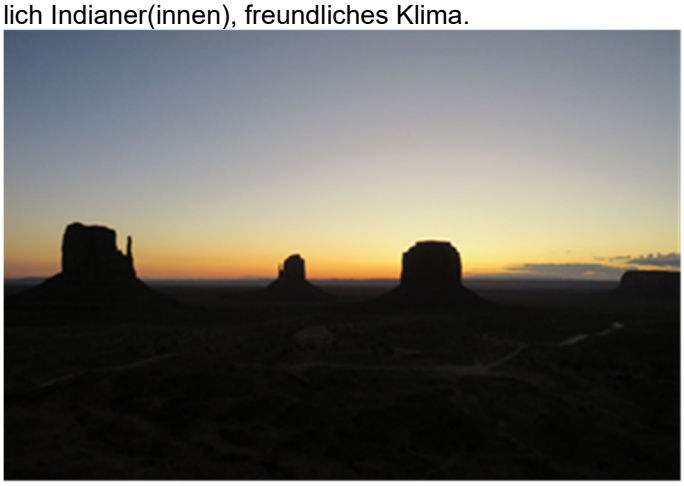
Einfach WUNDERschön war der **Bryce Canyon NP**. Wir hatten in der Nähe übernachtet (Feuer im Kamin!). Dann Fahrt in den Nationalpark, unterwegs etwas verwirrend ein liegengebliebener Trabbi aus Magdeburg. Kiefernwald, Parkplatz. Wir gehen ein paar Schritte, es öffnet sich der Blick ins „Amphitheater“. Eine surreale Aussicht auf weiß-gelb-orange Sandsteinformationen, Nadel-Türme, Ketten, Tröpfelburgen, bis zum Horizont in einigen Kilometern Entfernung, Panorama von ganz links bis ganz rechts. Es ist nicht zu (er-)fassen, ein „Uuh Aah

Point“ eben. Wir gehen dann den Navajo Loop hinunter, ein idyllischer Weg, der uns bis zu 200 Höhenmeter hinunter und zwischen die Felsentürme führt, entlang von Bächen und Wald. Unbeschreiblich,

zwei Stunden im Feenland, am Ende wieder hinauf durch eine sonnengolddurchflutete Schlucht. Herr Bryce, ein Farmer, dem der Park seinen Namen verdankt, sagte mal ziemlich sarkastisch: „Das hier mag zwar ganz nett anzusehen sein, aber das ist ein verdammter Ort, wenn einem eine Kuh durchgeht!“

Die Anfahrt zum **Monument Valley (Tribal Park)** kam einem merkwürdig bekannt vor, Kulisse in vielen Wildwest-Filmen, Forrest Gump beendete an diesem Ort seinen Lauf durch die USA, eine endlose Straße, im Hintergrund abenteuerlich aussehende Felsen. Das Monument Valle liegt in der Navajo Nation Reservation, dem größten Indianer-Reservat der USA, etwa so groß wie Bayern. In den Reservaten haben die Indianer eine relativ selbständige Verwaltung, auch die Bewirtschaftung liegt weitgehend in ihrer Regie. Und so haben sie am Rande des Monument Valley ein Hotel errichtet, das

sinnvollerweise wegen der grandiosen Aussicht „The View“ heißt, und trotz seiner Größe architektonisch und farblich erstaunlich gut in die Landschaft eingepasst ist. Hunderte von Zimmern, und jedes mit Blick auf die atemberaubende Szenerie der Tafelberge, Sonnenaufgang, Sonnenuntergang inklusive, auch als Hintergrund beim Abendessen! Am Tresen, als Bedienung – ausschließlich Indianer(innen), freundliches Klima.



Am nächsten Morgen haben wir eine Erkundungsfahrt gebucht, mit einem Navajo-Guide. Man kann zwar auch mit dem eigenen Auto eine (kleine) Runde fahren, aber da kommt man nicht weit ins Hinterland. Der Sonnenaufgang ist ausführlich fotografiert, nun steigen wir in ein Gefährt mit Aussichtsplattform und 9 Sitzen yauf der Plattform, der Guide erklärt uns die Szenerie per Mikro aus der Fahrerkabine. Es ist bitterkalt, also gibt es eine dicke wärmende Decke für jeden, und es wird sehr staubig auf der Piste, wer will, kann eine Schutzmaske aufsetzen. Die Berge und Felsnadeln sind natürlich noch viel schöner als auf jeder Postkarte. Wir betreten ein Navajo-„Haus“, igluförmig, stabil mit dicken Holzbalken gebaut und mit Lehm wärmeisoliert. Am Eingang ein Schild: „Sei willkommen, Fremder, tritt ein!“ Unser Guide heißt Derick, so schreibt er in mein Notizbuch, seinen Warrior-Namen (Kriegernamen) darf und will er nicht verraten. Er ist herzlich, ein moderner selbstbewusster Mann mittleren Alters, er sucht nach seiner Identität und der seines Volkes, er erzählt und ist erkennbar froh, dass wir ihm interessiert und gebannt zuhören. Immer, wenn

er etwas genauer erklären will, hockt er am Boden und zeichnet im Sand. In einem hohen Felsendom, in dessen Kuppel 20 Meter weit oben die Sonne durch ein großes Loch hereinleuchtet, halten wir andächtig inne, da beginnt er zu singen – irre! Er zeigt uns auch Felszeichnungen, die tausend Jahre alt sind.

Später sehen wir solche indianischen „Petroglyphen“, die aus der Zeit von Beginn unserer Zeitrechnung bis etwa ins Jahr 1300 stammen, z.B. auch am „Newspaper Rock“, Tiere, Menschen (Apachen erkennt man an drei Federn, lernen wir), ein liegender flötespielender Hirte … Zwischendurch stolpern wir manchmal auch ein wenig durch die länger zurückliegende Erdgeschichte: Versteinerte Muscheln, die früher auf dem Meeresgrund lagen und heute 2000 Meter höher im Gebirge zu finden sind, Fußabdrücke, die fleischfressende (drei krallenbewehrte Zehen!) und pflanzenfressende Saurier vor vielen Millionen Jahren in den damals feuchten Kalk gestampft haben.

Der **Grand Canyon NP** ist so gewaltig, dass er schwer zu (er-)fassen ist, sowohl durch die Sinne als auch durch den Fotoapparat. 450 km lang hat sich der Colorado River in das Gestein des ursprünglich einheitlichen Felsplateaus eingegraben. Das Village, wo wir übernachten, liegt 2100 Meter über dem Meeresspiegel, die Schlucht ist hier 1500 Meter tief und einige Kilometer breit.

Eine unerwartete Begegnung hatte ich mit dem Uranbergbau, genau hier. Eine der ergiebigsten Uranminen der USA wurde von 1956 bis 1969 auf einer Fläche von 8 Hektar am Rand des Grand Canyon betrieben. Es sieht auf alten Fotos dort genauso (wild) aus wie beim DDR-Wismut-Uranbergbau. Die problematischen Abfälle sind damals sicher alle in den Canyon „entsorgt“ worden, und jetzt kümmert man sich um die viele Millionen schweren Folgekosten bei der Sanierung (zwischendurch war erwogen worden, die atomare Altlast einfach mit einem 600-Betten-Hotel zu überbauen …).

In der Nähe von Page (AZ) haben wir auch den **Lower Antelope Slot Canyon Tribal Park** besucht. Wir waren wieder unter indianischer Betreuung, es ging hinunter in einen schmalen, nur spalt-breiten Canyon. Von der Oberfläche aus war nichts zu sehen, einige Risse im

Wüstenboden. Wir stiegen eine steile Treppe 20/30 Meter hinunter, neben uns ziemlich normaler Sandstein, grau-rot-orange-farben. Dann war der Himmel weit oben nur noch ein schmaler Streifen, und wir bewegten uns in einer engen Schlucht, in der oft nur eine Person laufen konnte. Und schon nach wenigen Metern änderten sich die Farben, gelbe, violette, schwarze Töne tauchten auf, der Sandstein nahm die abenteuerlichsten Formen an, geschwungen, Falten schlagend, und immer verwirrendere Farbkontraste in allen Dunkeltönen bis zum golde-

nen Lichtspalt weit oben. Wenn sich nicht so viele Leute vor und hinter mir gedrängt hätten (sie wollten nur das Gleiche erleben wie ich!), ich wäre gern einfach stundenlang sitzen geblieben. Dann durch den Spalt nach oben krabbeln, hinaus ins grelle Sonnenlicht, Wüste ringsum, ein Traum? Nein, die Fotos beweisen, dass es das wirklich gibt.

Las Vegas heißt einfach „Die Wiesen“. Das war vor hundert Jahren wahrscheinlich deshalb ein bemerkenswerter Ort, weil hier, mitten in der Wüste, wenigstens etwas Gras wuchs. Kein Ort zum Wohnen. Heute leben in der Großregion fast 2 Millionen Menschen, obwohl die Stadt immer noch in der Wüste liegt. Nur weil der 250 Meter hohe Hoover-Damm den Colorado aufstaut und dadurch VIEL Wasser zur Verfügung steht, und weil am Damm außerdem VIEL Strom erzeugt wird, kann der Irrsinn Las Vegas in der Wüste bestehen. Die ausufernde Stadt hat eine Fläche von 1200 Quadratkilometer (40x30 km). Wir kamen bei Vollmond an, wohnten in einer AirBnB-Wohnung einige Kilometer vom Pracht-Boulevard entfernt. Palmen, abendlich beeindruckend beleuchtete Kulisse, dann gönnten wir uns am nächsten Vormittag einen Ausflug zum 7 Kilometer langen „Strip“, mächtige Stromleitungen am Straßenrand führten zu den energiefressenden Hotels, teurer Stellplatz fürs Auto, Spaziergang zwischen monumentalen Hotelbauten, Disney-Kitsch und Eiffelturm, Freiheitsstatue und Beatles, natürlich auch hier ein TRUMP, eine Cäsar-Statue grüßte, ein Hofbräuhaus auch, in den unteren Etagen der Hotels Spielhallen und Spielhöllen, Musiklärm und Automatengetöse, und überraschenderweise gab es auch richtige große Kunst, eine Henry-Moore-Plastik z.B. oder eine sehr anmutige Installation aus zigtausenden verschiedenfarbigen gefalteten Papiervögeln. Wir sind bald wieder geflohen, und Poker gespielt haben wir auch, aber zu Hause mit Dropsrollen und Schokoladenstücken als Spielgeld und Preisen. Erinnerung: Rund um Las Vegas wurden die US-Atombomben entwickelt und getestet, Uranbergbau, Los Alamos … Und ich habe ein altes Plakat gesehen, auf dem die Glitzer-Stadt sogar mit diesem Image wirbt: im Vordergrund die Spielmeile, und im Hintergrund sehr dekorativ der Explosionspilz einer Atombombe!

Nach zwei Wochen Wüste hatten die Autos dringend eine Wäsche nötig. Rückgabe.

Rückflug nach New York. Diesmal wohnten wir in Brooklyn, Humboldtstraße, wieder mit steiler Eingangstreppe und schmalem Hauszuschnitt. Die Häuser hier nur 2-3-stöckig, Bäume am Straßenrand. Ehrens Mutter war extra aus Ohio hergekommen, und da waren nun die Enkel fast eine Woche lang mit allen verbliebenen Großeltern zusammen. Kultur, Kulinarisches, und endlich regnete es mal wieder.

Wir fuhren nach Queens (grün, schnell flacher werdend mit fast schon ländlichem Charakter, einmal habe ich sogar Fachwerk gesehen). Blick über den East River auf die steinerne Fassade von Manhattan, endlich auch mal freie Sicht auf die schönen alten Türme des Empire State Buildings und des Chrysler Buildings. New York als Stadt am Wasser hat viele monumentale Eisenbahn- und Straßenbrücken, die die Stadtteile verbinden, viele davon sind mehr als hundert Jahre alt (schöne Industrie-Architektur), dazu gibt es auch gigantische Tunnel. Queens war eine Gelegenheit zum Erholen, mit Eis-Essen, Kaffee mal nicht togo, sondern im Sitzen.

Wir fuhren auch mal hinauf in die Bronx, weil dort gerade die NYY (New York Yankees) spielten, wir wollten mal Baseball-Vorspiel-Atmosphäre schnuppern, waren aber zu zeitig da, immerhin haben wir die beeindruckende Stadion-Festung von außen gesehen (Baukosten 1,5 Milliarden Dollar), danach sind wir noch etwas spazieren gegangen, die Bronx ist längst nicht (mehr) so rau wie ihr Ruf, aber der Wind wehte doch etwas steifer als in den anderen Stadtteilen (Eisengitter, Müll).

Am letzten Tag haben wir unsere Koffer in einem Hotel deponiert, schwierig die U-Bahn-Fahrt dorthin mit Koffer-durch-die-Sperre-kriegen-und-Treppen-hoch-und-runter-wuchten-und-rollen-auf-der-endlosen-Avenue.

Danach Fahrt zum Central Park. Wir stiegen gleich neben der Straße aus, in der John Lennon erschossen wurde, standen erinnernd vor dem Dakota House, in den „Strawberry Fields“ im benachbarten Park ein großes Mosaik: „IMAGINE“, auf einer Gedenktafel daneben ist in der Liste der Staaten, die 1985 dieses Projekt unterstützt haben, auch ein Land namens „German Democratic Republic“ aufgeführt … Der Central Park ist ein nettes Inselchen des Grüns und der (relativen) Ruhe inmitten des umtriebigen lauten rastlosen Manhattan, 350 Hektar Wiesen und Bäume und Felsen FREIGELASSEN im Meer der Häuser und Türme.

Die Gruppe CHICAGO hat 1972 gesungen „Suturday here in the Park“, und genau so wie in dem Lied war die Stimmung. Wir waren text-genau an einem sonnigen Sonnabendnachmittag im Park, viele Menschen unterwegs, Spaziergänger, Jogger, eine Jazzband, Kinderspielplätze (mit echten Kletterfelsen), Picknick auf der Wiese vor der mächtigen Kulisse der Hochhaustürme hinter den Bäumen (genau hier an der Südseite des Parks entsteht derzeit der dann zweithöchste Gigant in der Hitliste New Yorks). Dort steht dann auch *der* TRUMP Tower. Ein letztes Mal Eis, letzter Souvenirkauf. Dann Koffer abholen, noch eine Stunde in die Bahn, nervige Terminalsuche am riesigen Kennedy-Flughafen, zurück nach Berlin. Der Jetlag lag uns dann noch ein paar Wochen im Gemüt und in den Knochen.